

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 150 (1982)
Heft: 47

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

47/1982 150. Jahr 25. November

Der biblisch-jüdische Festkalender und das Kirchenjahr Überlegungen zum kirchlichen Kalender, seinen Hauptfesten und deren biblisch-theologischen Fundamenten von Rita Egger 705

Caritas Tschad
Ein Bericht von Karl Gähwyler 710

«Zweite Säule» für Priester
Aus dem Priesterrat Sitten berichtet Alois Grichting 712

Zu kurz gegriffen
Ein Kommentar von Rolf Weibel 712

Orden in Ungarn
Ein Interview mit P. Giuseppe Pittau 713

Berichte
Tagung der VOKOS 715
Neues Begegnungszentrum in Montet 715
Gastgewerbe-Seelsorge-Konferenz 716

Hinweise 716

Amtlicher Teil 716

Schweizer Heilige Ulrich vom Mösl



Der biblisch-jüdische Festkalender und das Kirchenjahr

Wer denkt an den oft recht kalten und nebelüberhängten Tagen des Novembers daran, dass Ende dieses Monats etwas Neues beginnt? Wie vielen oder wie wenigen Christen ist das Bewusstsein ohne kirchenamtliche Hilfe gegeben, dass zu dieser Zeit ein neues Kirchenjahr anfängt? Ist der Termin nicht völlig im Widerspruch zum naturgesetzlichen Ablauf, im Widerspruch zum Empfinden der (europäischen) Menschen gewählt?

Vor der Schwelle des neuen Kirchenjahres mögen einige Überlegungen zum kirchlichen Kalender, seinen Hauptfesten und deren biblisch-theologischen Fundamenten angebracht und sinnvoll sein. Diese Ausführungen haben ein dreifaches Ziel: 1. Es soll aufgezeigt oder daran erinnert werden, dass und wo unsere wichtigsten Feste und Feiertage biblisch beheimatet sind. 2. Der theologische Gehalt der kirchlichen Festtage ist zwar durch das Neue Testament gegeben, hat aber seine Wurzeln bzw. seine «Urheimat» im alttestamentlichen Festzyklus und soll daher mit diesem verglichen werden. 3. Das heutige Judentum feiert seine Feste in Anlehnung an die vor allem im Pentateuch genannten. Parallelen oder Ähnlichkeiten des jüdischen und kirchlichen Festkalenders sollen hier zur Darstellung gelangen.

Es geht hier also um ein gerne als dankbar bezeichnetes Thema, das stets aktuell ist und ein theologisches Anliegen sein muss. Ein Seitenblick in den biblisch-jüdischen Kalender mag den einen oder anderen Aspekt eines Feiertages noch vertiefen helfen. Es geht dabei aber keineswegs um ein «Judaisieren» des christlichen Festkalenders, sondern um den theologisch-geschichtlichen Ort, den «Sitz im Leben» einzelner christlicher Festtage.

Inhaltlich-methodisch gilt folgendes: Nach dem einführenden Abschnitt über Sinn und Gehalt von Festen und Feiertagen folgen einzelne Festtage, und zwar in jüdisch (und fast auch christlich) chronologischer Reihenfolge. Nur die im Alten Testament bezeugten bzw. aus ihm eruierten Feste oder Gedenktage werden behandelt. Nachbiblische, das heisst erst in talmudischer Zeit (2.-6. Jahrhundert n. Chr.) oder noch später entstandene bzw. bezeugte Feiertage werden nicht berücksichtigt. Dasselbe gilt für christliche Feste (Marienfeste, Heiligenfeste usw.). Querverweise auf diese und jene werden teilweise gemacht. Zusammengefasst: Nur die Hauptfeste und wichtigsten Gedenktage gelangen zur Darstellung. Die alttestamentlich-jüdischen Feste und Feiertage werden in bezug auf die Gestaltung und das (heutige) Brauchtum relativ ausführlich behandelt. Für den Leser der SKZ erübrigt sich aber eine ausführliche Darstellung der christlichen Festtage.

1. Sinn und Gehalt der Feste und Feiertage

Hinter der wesentlichen Aussage, dass Gott die Menschen in einer Geschichte anspricht¹, steht das jüdische wie das christliche Offenbarungsverständnis. Obwohl diese Geschichte nicht zyklisch verstanden wird, spiegelt sie sich im Festkalender des jüdischen und christlichen Jahres wider. Ein (beileibe noch nicht ausgeschaltetes) Missverständnis bzw. eine einseitige Sicht und ein «irreales» Verständnis eines Festes, Feiertags oder auch eines Fast- oder Trauertags besteht darin, dass es (er) als bloße Erinnerung eines vergangenen Ereignisses («Heilstat Gottes» o. ä.) – mit Akzent auf «vergangen» – interpretiert wird. Diese Interpretation ist aber unjüdisch und auch unkatholisch.

Feste und Feiertage haben noch eine zweite Dimension, eine präsentische: Das *Sich-Erinnern* an eine Heilstat Gottes (= Fest, Feiertag) hat zum Ziel, dass der Mensch in jeder Epoche dieses einstige Ereignis *vergegenwärtigt*, für sich selber, für seine Generation aktualisiert, das heisst – aktiv – selber daran beteiligt ist oder – passiv – daran teilhat. Durch den *Vollzug* des Festes wird er «hineingerissen», ist dabei, direkt, konkret betroffen vom Ereignis, dessen er «gedenkt». Das hebräische Wort für «gedenken», «sich erinnern» (sachar) hat seinen Sitz im Leben vor allem im kultisch-liturgischen *Vollzug*; es kann sogar Synonym für «Fest» sein².

Die erste Dimension, die die einstige Heilstat Gottes in Erinnerung ruft und dadurch den erlösten Menschen dankend und lobend vor Gott führen will, könnte als theozentrische bezeichnet werden. Die zweite, präsentische Dimension, in der sich Gott erneut dem stets erlösungsbedürftigen Menschen zuwendet und ihn in der Gegenwart ins Heil «hineinreißt», wäre sodann die anthropozentrische. Dass die Gott-Mensch-/Gott-Beziehung beim Festefeiern dominierend ist, will die sehr einfache Formel «erinnern = vergegenwärtigen» zum Ausdruck bringen.

2. Einzelne Feste und Feiertage des jüdischen Kalenders im Vergleich zum christlichen

Von fast allen grösseren bzw. wichtigen Festen und Feiertagen des jüdischen Jahres wird im ersten Teil der hebräischen Bibel, im Pentateuch, berichtet. Ausgenommen davon sind das Chanukka-Fest, dessen Begehung aus den jüdisch nicht kanonisierten ersten beiden Makkabäerbüchern eruiert wird, und das Purim-Fest, dem das (biblische, jüdisch kanonisierte) Buch Esther zugrunde liegt.

Die jüdische bzw. herbräische Terminologie unterscheidet zwischen Fest- und Feiertagen. Während «Fest» (hebräisch: chag) im engsten Sinn nur die drei Wallfahrtsfeste (Pesach, Schawuot, Sukkot) heissen, braucht man dieses Wort in nachbiblischer Zeit auch für weitere freudige Gedenktage wie Purim und Chanukka sowie für persönliche Festtage wie den Tag der Beschneidung, die Bar Mizwa-Feier, die Hochzeit. Obwohl der Yom Kippur festlichen Charakter hat, würde er niemals als «Festtag» bezeichnet werden. Er ist – wie auch Rosch ha-Schana – ein «Feiertag».

Die nachfolgenden Ausführungen charakterisieren zuerst den jüdischen Festtag, dessen Gestaltung und Merkmale. Anschliessend wird jeweils das – wenn vorhanden – «christliche Pendant» in aller kürzesten Zügen skizziert, um Gemeinsamkeiten der beiden darzulegen bzw. um zum Teil die Wurzeln der christlich-kirchlichen Feste aufzuzeigen.

2.1 Der Sabbat

Der als Ruhetag bekannte siebte Tag der Woche wird in den beiden Dekalogen unterschiedlich begründet. Ex 20,8–11 fordert zum Gedenken an den Sabbattag auf, der für das ganze Haus (einschliesslich Tiere) der Israeliten ein arbeitsfreier Tag sein soll. Analog wie Gott am siebten Tag der Schöpfung ruhte, soll dann auch Israel ruhen. Dtn 5,12–15 (ältere Fassung als Ex) spricht vom Halten, Bewahren des Sabbattages und verbindet dieses Gebot, das ebenfalls völlige Arbeitsabstinenz verlangt, mit dem Gedächtnis des Auszugs aus Ägypten, das heisst der Befreiung/Erlösung von der Knechtschaft.

Der Sabbat ist das Herz des Judentums. Die wöchentliche Begehung dieses Festes (!) hat schon die Juden der vorchristlichen Antike in Misskredit gebracht: Sie wurden wegen ihres Sabbats belächelt und verspottet (vgl. z.B. Josephus Flavius, *Contra Apionem* 1,209–212). Die Beibehaltung dieses Ruhetags, der im Sonntag, dem christlichen Tag des Herrn, eine ungefähre Entsprechung gefunden hat, darf als eine Art stille Weltrevolution bewertet werden.

Theologisch wird der Sabbat als antizipierte Endzeit verstanden: Er ist Vorgesmack der kommenden Welt. Darum wird an ihm das Königtum Gottes besonders hervorgehoben.

Zur Gestaltung: Wie jeder Tag nach der jüdischen Tradition nach Sonnenuntergang, also am Abend, beginnt, so auch und besonders der Sabbat (Gen 1,5 u. a.: «...und es ward Abend, und es ward Morgen...»). Die Zäsur zwischen Wochentagen und dem Sabbat ist spürbar und wird durch das Sabbat-Zeremoniell unterstri-

chen. Chronologisch spielt sich das etwa so ab: Am Freitag wird das Haus gereinigt, Körperpflege gemacht und die jüdische Frau kocht die Menus für den Sabbat, so dass diese (mittels Wärmeplatten usw.) am Sabbat nur noch serviert werden müssen. Eine halbe Stunde vor Sabbatanfang entzündet die Frau in der Wohnung zwei (oder mehrere) Sabbatkerzen. Dazu spricht sie eine sogenannte beracha (= Segensspruch). Nachher wird bekanntlich (in frommen Häusern) kein Licht mehr angezündet (Feuer machen ist verboten). Zum Erew Schabbat (= Abend des Sabbat) brennt allerdings normalerweise das gewöhnliche elektrische Licht im Wohnzimmer, das mittels einer automatischen Anlage nachts selbst abstellt.

Unterdessen sind vor allem die Männer in der Synagoge versammelt, wo sie nach dem Nachmittagsgebet (Mincha) den Erew Schabbat-Gottesdienst halten. In diesem wird die «Königin Sabbat» durch die Rezitation von sechs Psalmen (95–99.29) begrüsst. Es folgen ein Sabbatlied und die Psalmen 92 und 93. Das Abendgebet setzt sich aus dem Lob Gottes, dem «Schema Israel» (= Dtn 6,4–9; 11,13–21; Num 15,37–41) und dem «Schemone Esre» (= Achtzehnbittengebet) zusammen. Am Schluss wird noch «Kiddusch» gemacht (s. unten).

Nach dem Gottesdienst wünscht man einander «Schabbat Schalom» und geht *nach Hause*, wo die Sabbatfeier weitergeführt wird. Die Eltern segnen vielerorts ihre Kinder (durch Handauflegung) mit dem Priestersegen (Num 6,24–26). Das festliche Mahl beginnt mit dem «Kiddusch» (= Heiligung): Über einen vollen Becher Wein wird der Segensspruch gesprochen: «Gelobt seist du, Herr unser Gott, König der Welt, Schöpfer der Frucht des Weinstocks. Amen.» Dann trinkt der Hausvater und gibt allen Teilnehmern davon. Als dann folgt der Segen über die zwei Sabbatbrote: «Gelobt seist du, Herr unser Gott, König der Welt, der Brot aus der Erde hervorgehen lässt. Amen.» Sodann erhält jeder Teilnehmer ein Stück Brot mit Salz (Salz: Symbol des Lebens, vgl. auch Lev 2,13 «Salz des Bundes» und Num 18,19 «Salzbund»). Anschliessend wird das Festmahl gegessen (Menu: von Vorspeise bis Dessert). Bei frommen Juden ist es üblich, dass während dieser Mahlzeit über Religiöses gesprochen wird. – Der Erew Schabbat klingt – meist sehr spät – aus mit Sabbatliedern und dem (sehr langen) Tischgebet.

¹ Vgl. Angelus Häussling, *Kirchenjahr*, in: Herders Theologisches Taschenlexikon (Hrsg. Karl Rahner), Band 4, 164–169, zit. 164.

² Vgl. Herbert Haag, *Gedächtnis*, in: *Bibellexikon* (Hrsg. Herbert Haag) 524–526, zit. 524.

Im *Morgengottesdienst* des Sabbat betet man das Morgengebet; anschliessend werden Bibeltexte gelesen (aus Tora und den Prophetenbüchern). Dann folgt ein Gebet fürs Vaterland, und zwar für dasjenige, in dem man wohnt! Nach der Rezitation von Psalm 145 werden die Schriftrollen im Tora-Schrein versorgt. Weitere Gebete und ein Zusatzgebet (Musaf) und das Kaddisch (eine Vorform unseres Vaterunsers) folgen.

Das feierliche Frühstück beginnt wieder mit dem Kiddusch. Die Gestaltung des Tages ist frei: Man macht Spaziergänge, besucht Verwandte und Bekannte, diskutiert religiöse Fragen. Nach dem Mittagessen (drei feierliche Mahlzeiten sind für den Sabbat geboten) «lernen» die frommen Juden oft im Bethaus oder zu Hause (d. h. man studiert Talmud, debattiert miteinander). – Wenn der Sabbat zu Ende ist – nach Sonnenuntergang –, werden vielerorts die Kinder nochmals gesegnet. Die Trennung des Sabbat von der kommenden Woche (= Hawdala) geschieht mittels einer brennenden Kerze und einem kurzen Gebet.

Zur Gestaltung unseres Sonntags: Was geschieht nach dem Gottesdienst in der Kirche? Spürt die Familie etwas vom Festcharakter des Sonntags? Gibt es religiöse Gespräche? Wo segnen Eltern ihre Kinder? Musse.

2.2 Von Rosch ha-Schana bis Yom Kippur

Die Juden feiern den Jahresbeginn im Herbst (in biblischer Zeit im Frühling). Rosch ha-Schana (= Neujahr) und Yom Kippur (= Versöhnungstag) nennt die jüdische Tradition «Yamin nora'im» (= gewaltige, furchterregende Tage). Die zehn Tage von Neujahr bis zum Yom Kippur sind zehn Busstage, Tage der Umkehr.

2.2.1 Neujahr

Biblich gibt es zwar diesen Jahresanfang im Herbst nicht. Nach Lev 23,24 und Num 29,1 ist der erste Tag des späteren zweitägigen Jahresbeginns ein Gedenktag des Lärmblasens (= Widderhorn blasen). Noch im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. war es kontrovers, ob die Welt im Monat Nisan (Frühling) oder im Monat Tischri (Herbst) geschaffen worden sei. Darum nämlich geht es am Neujahrsfeiertag! Der 1. Tischri wurde jedenfalls als Gerichtstag verstanden, an dem die Menschheit über ihr Wohl und Wehe gerichtet würde. Mit der Erschaffung der Welt (Beginn der Weltzeit) hängt nach traditionellem jüdischem Verständnis auch ihr Ende zusammen. Am Neujahrstag wird Gott Rechenschaft von seinen Geschöpfen verlangen. Im Hinblick auf diese ernste Zeit spricht man bereits ei-

nige Zeit vorher im täglichen Morgengebet sogenannte Selichot, das heisst Gebete um Vergebung. Am Tag vor dem Neujahr werden zudem unbedacht übernommene Gelübde offiziell (das heisst in Anwesenheit von drei religiös-mündigen Männern) gelöst. (Diese Gelübdelösung kann auch noch am Yom Kippur geschehen.)

Der markanteste Zug des Neujahrsfeiertags ist das Blasen des *Schofar* (= Widderhorn). Der Schofar erinnert an Gen 22,13, wo ein Widder anstelle von Isaak geopfert wurde. (Er ist übrigens das einzige Musikinstrument, das in der [orthodoxen] Synagoge Eingang gefunden hat!) Mit dem Schofarblasen werden die Juden zur Umkehr aufgerufen. Das Hören dieser entsetzlichen Töne ist Gebot. Darum darf der Schofar auch zu Hause geblasen werden (für Kranke, Behinderte). Es gibt dreierlei Blasrhythmen. Im Morgengottesdienst bläst man erstmals nach der Lesung und nach dem Musaf (= Zusatz) Gebet. Dieses Gebet gibt die drei Hauptaspekte von Neujahr wieder: Verkündigung von Gottes Königtum, Bitte um gnädiges Vergeben und Gedenken vor Gericht, Erwähnung des Schofarblasens als Auftakt zur Erlösung.

Auch andere Gebete werden mit einem Schofarton abgeschlossen. Am Neujahrstag wünschen sich die Juden «Ketiwa uChetima towa» (= gute Schrift und Siegel/deiner Taten im Buch des Lebens). Vor allem in Israel auffallend ist der Brauch (der erst seit dem Mittelalter belegt ist), am Nachmittag ans Meer, an einen Fluss oder zu einer Quelle zu gehen, um dort seine Sünden symbolisch ins Wasser zu werfen. Der Brauch bezieht sich auf Mi 7,19: «...und in die Tiefe des Meeres wirf alle unsere Sünden» und wird dem hebräischen Text zufolge «*Taschlich*» (= wegwerfen, absenden) genannt.

Theologisch steht also die *Vergebung der Sünden* im Vordergrund. Mindestens einmal im Jahr muss der Jude Busse tun, offiziell bekennen, dass er Sünder ist und der Gerechtigkeit Gottes bedarf.

Das christliche Neujahrsfest: Natürlich ist auch bei uns (und auch bei Religionen nichtbiblischen Ursprungs) der doppelte Aspekt des Neujahrsfestes: Ende der alten Zeit – Erneuerung der Welt und Regeneration allen Lebens, vorhanden. Doch der heutige Kirchenkalender weist fürs Neujahrsfest keine obenerwähnten Implikationen auf. Früher, als im heidnischen Rom Neujahr höchst feierlich begangen wurde, hat sich die Kirche gegen Missgriffe mit einem Busstag gewehrt³. Sündenvergebung spielt zwar bei uns eine bedeutende Rolle. Wahrscheinlich ist es nicht abwegig, auf verschiedene Busspraktiken – auch anderer

Kalenderzeiten – hinzuweisen, um gewisse Fäden zur jüdischen Busszeit um den Neujahrsbeginn spannen zu können.

2.2.2 Yom Kippur

heisst Tag der Versöhnung. Er ist der *höchste Feiertag* des jüdischen Kalenders. Er wird als strengster *Fasttag* gehalten (Lev 16,29; 23,27–32; Num 29,7–11). Das Fasten dauert von Sonnenuntergang zu Sonnenuntergang und beinhaltet totale Abstinenz von Essen, Trinken, Rauchen und auch von geschlechtlichen Beziehungen. Vom Essensverbot ausgenommen sind Kinder und Kranke. Auch gilt das Arbeitsverbot für den Yom Kippur wie am Sabbat (Lev 23,28.30–32).

In der Synagoge, wo sich fromme Juden den ganzen Tag aufhalten, werden Dauerlichter für die Verstorbenen und die Lebenden aufgestellt. Zum Gottesdienst werden alle eingeladen, auch einstmals aus der Gemeinde Verstossene, damit alle – nach vorheriger Umkehr! – der Versöhnung teilhaftig werden können. (Die vorherige Umkehr beinhaltet, dass jeder einzelne von ihm Gekränkte um Verzeihung bitten muss.) Der Abendgottesdienst beginnt mit dem *Kol Nidre* (= «alle Gelübde»). Dies ist eine aramäische Formel, durch die uneingelöste Gelübde erlassen werden können. Im Zusatzgebet wird die Schilderung des Tempelkults am Versöhnungstag rezitiert. Man liest genau vor, was der Hohepriester damals alles gemacht hat. Auch heute noch gedenkt die jüdische Gemeinde des nur bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen Gottesnamens (= Jahwe) durch dreimalige Proskynese. – Das *Ne'illa*-Gebet (= Abschluss, nämlich der Tore des Himmels) gipfelt in der feierlichen Anerkennung der Einheit Gottes und wird mit einem langgezogenen Schofarton beendet.

Die Versöhnung mit Gott nach erfolgter Umkehr ist der theologische Duktus dieses Tages bzw. eben aller zehn Tage der Busse von Neujahr bis Yom Kippur. Aus rabbinischer Zeit stammt die Annahme, dass am Yom Kippur die zweiten Gesetzestafeln am Sinai gegeben worden seien, nachdem Mose die ersten bekanntlich zerschmettert hat (vgl. mTaan IV,8). Nach der Versöhnung die neue Tora – neuer Lebensgeist!

Christliche Analogie? Im Buss sakrament spiegelt sich der theologische Gehalt am tiefsten wider.

2.3 Sukkot

Das Fest, eines der drei Wallfahrtsfeste in biblischer Zeit, heisst hebräisch Sukkot

³ Vgl. W. Dürig, Neujahr, in: LThK, Band 7 (1962), 909–911, zit. 910.

(= Hütten). Es dauert eine Woche. Das Laubhüttenfest erinnert die Juden an das provisorische Wohnen ihrer alten Vorfahren in «Hütten» während der Zeit der Wüstenwanderung. Die biblischen Belegstellen finden sich in Lev 23,33–36.39–43; Num 29,12–39; Dtn 16,13–16.

Zur Gestaltung: Kurz vor Festanbruch wird zu Hause (auf dem offenen Balkon oder im Garten) eine Hütte gebaut, da das biblische Gebot vorschreibt, dass man in einer solchen zu wohnen habe: Lev 23,42 f.: «Ihr sollt sieben Tage in Laubhütten wohnen; jeder Einheimische in Israel soll in Laubhütten wohnen, damit eure späteren Geschlechter erfahren, dass ich die Israeliten in Hütten wohnen liess, als ich sie aus dem Land Ägypten herausführte, ich Jahwe, euer Gott.» Der Begriff des Wohnens umfasst essen und schlafen. Wo es die klimatischen Verhältnisse nicht zulassen, wird man vom Schlafen in der Hütte dispensiert.

Für die Herstellung der Hütte gibt es Mindestvorschriften (Schulchan Aruch; Orach Chajjim). Die Hütte ist aus einem Holzgerüst, mit Brettern und Tüchern ausgestattet. Vorgeschrieben ist, dass man durch das Dach (eine Dachlücke) den freien Himmel sehen muss. Innen wird sie mit Naturgegenständen (Grünem, Früchten) und Kinderphantasie geziert. Ein von der Kabbala (= jüdische Mystik) herrührender Brauch ist es, symbolisch einen Grossen der biblischen Zeit in der Hütte zu beherbergen (Abraham, Isaak, Jakob, David, Mose, Josef).

In der *Liturgie*, die besonders feierlich ist, ist der *Feststrauß* unverzichtbares Hauptsymbol des Sukkotfestes. Dieser besteht gemäss Lev 23,40 aus einer Etrogrucht (Zitrusfrucht, «Paradiesapfel»), einem Palmzweig, zwei Myrtenzweigen und drei Bachweidenzweigen. Im Gottesdienst wird dieser Feststrauß bei der Rezitation der Hallel-Psalmen (113–118) bei Ps 118 geschwungen. – Der siebte Tag des Festes heisst «Hoschana rabba» (= grosses Hosanna, «hilf uns doch»). An ihm wird in der Synagoge eine siebenmalige Prozession abgehalten, bei der der Feststrauß auch wiederum geschwungen wird. – Im Anschluss an das Laubhüttenfest ist das Fest der Gesetzesfreude: *Simchat Tora*. Zu diesem Zeitpunkt ist der Zyklus der jährlichen Tora-Vorlesung zu Ende und der neue beginnt. Der Aufruf als Chatan Tora (= Bräutigam der Tora) zur Lesung von Dtn 33,27–34,12 (Schluss des Pentateuchs) gilt als besondere Ehre. In der Synagoge werden am Abend und am Morgen alle Tora-Rollen aus dem heiligen Schrank genommen und unter Tanz und Gesang sie-

ben Mal um den Almemor (= Kanzel) getragen.

Theologisch hervorstechend ist beim Laubhüttenfest die Identifikation der Juden mit ihren Vorfahren: Man lebt auch in Hütten, man macht Erinnerung zur Gegenwart! Im Simchat Tora-Fest zeigt sich sodann die grosse Verehrung, ja Liebe zu Gottes Weisung besonders deutlich. (Man hüte sich, das Judentum einfach als Gesetzesreligion im Sinne von Legalismus zu charakterisieren!)

Kein Laubhüttenfest für Christen! Keine Analogie oder auch nur eine Annäherung im kirchlichen Festkalender existiert. Da die Kirche sich anders als das erstwählte Gottesvolk konstituiert hat, das mit dem Auszug aus Ägypten und dem 40jährigen Wüstenaufenthalt langsam zu diesem wurde, fehlt uns Christen ein entsprechendes Fest.

2.4 Chanukka

Wenn Juden ihr Lichterfest feiern (November/Dezember), hat für uns Christen das neue Kirchenjahr bereits begonnen. Chanukka (= Einweihung), wie das jüdische Fest heisst, bezieht sich auf 1 Makk 4,54–59; 2 Makk 2,16.19; 10,6–8, wo von der Wiedereinweihung des jerusalemischen Tempels zur Zeit der Makkabäer (164 v. Chr.) die Rede ist. Dieser wurde zuvor vom Seleukidenkönig Antiochus IV. Epiphanes geschändet. Den Makkabäern gelang es dann, den Tempel in jüdisch-orthodoxe Hände zurückzuerobern und ihn von diesem «Greuel der Verwüstung» zu säubern. Das Chanukka-Fest bezieht sich auf diesen geschichtlichen Hintergrund, obwohl sein Hauptzeremoniell auf einer Wundererzählung fusst. Im Scholion zur sogenannten Fastenrolle (vgl. bShab 21b) wird berichtet, dass bei der Rückeroberung des Tempels durch Judas Makkabäus nur ein einziges Krüglein Öl gefunden wurde, das noch unversehrt war und das Siegel des Hohenpriesters trug. Dieses wenige Öl hätte normalerweise nur für einen einzigen Tag genügt. Da geschah das Wunder: Das Öl reichte acht Tage lang, um die Lichter im Tempel brennen zu lassen!

Zum Brauchtum: Heute wird an einem achtarmigen Chanukka-Leuchter jeden Abend neu ein Licht entzündet. Dazu spricht man einen Segensspruch und singt eine Hymne (= aschkenasische Juden) oder betet Psalm 30 (= sephardische Juden). Dieses Lichterfest dauert acht Tage. In der Synagoge liest man täglich einen kurzen Abschnitt aus der Tora, der sich auf die Einweihung des Altars im Stiftszelt bezieht.

Theologisch geht es darum, dass Gott seinen Ort (den Tempel) wieder hat, damit

er mitten unter den Menschen wohnen kann. «Lichter» wollen symbolisch Gottes Gegenwart leuchten lassen, diese erneuern.

Weihnachten: Dass das christliche Weihnachtsfest entstehungsgeschichtlich nichts mit Chanukka zu tun hat, ist bekannt. Doch weist diese Selbsterniedrigung Gottes, das Inkarnationsfest auf theologischer Ebene gleiche Züge wie das jüdische Lichterfest, Chanukka, auf: Da wie dort kommt Gott (erneut) in die Welt, ist mitten unter den Menschen, ist Licht, das die Nacht (jüdisch: Schändung des Tempels/Religionsverfolgung durch die Seleukiden) erleuchtet.

2.5 Purim

Wörtlich: Lose. Das biblische Estherbuch erzählt die Geschichte, die den Grund für dieses Fest bildet: «Der Agagiter Haman, ein Feind aller Juden, hatte gegen die Juden den Plan gefasst, sie zu vernichten. Er hatte das Pur, das heisst das Los, geworfen, um sie aufzureiben und zu vernichten» (Esth 9,24). Dank des klugen und listigen Einschreitens der Jüdin Esther am persischen Königshof kam es dann aber nicht zu dieser Vernichtung der Juden. In Erinnerung daran wird ein Freudenfest gefeiert, dem allerdings ein Fasttag vorausgeht.

Obwohl im sehr volkstümlichen und eigentlich unreligiösen Buch Esther Gott überhaupt keine Rolle spielt, wird das Fest – wenn auch mit Einschränkungen – zum religiösen Fest. Im Zentrum von Purim steht die öffentliche Verlesung der *Megillat Esther* (= Estherrolle); sie wird zweimal, am Abend und am Morgen, gelesen (bMeg 4a). Zu den Geboten dieses Festtages gehören das Almosengeben, das Verschenken von Esswaren (gemäss Esth 9,22) und ein Festmahl. «Äusserlich» ist Purim – vor allem für Kinder – jüdische Fasnacht.

2.6 Pesach

Das im christlichen Raum mehr unter dem Namen Pascha (aram. bzw. griech.) bekannte «Osterfest» heisst auf hebräisch und also im Judentum Pesach. Die Etymologie dieses Wortes ist unsicher, doch wird ins Syrische und Arabische verwiesen, wo die Wurzel p-s-ch «hinken» heisst. In der kultischen Terminologie würde das Wort als «hüpfen», «tanzen», «springen» zu verstehen sein. Im theologischen Kontext der Exoduserzählung hiesse es demnach «überspringen», «verschonen»: Ex 12,13.23.27 sprechen vom «Übergehen», «Vorbeigehen» Gottes an den Häusern der Hebräer in Ägypten, wo alle Erstgeburt geschlagen werden soll.

Das Pesachfest gehört biblisch zu den drei Wallfahrtsfesten. Zur Zeit des Tem-

pels zog man nach Jerusalem hinauf, brachte Opfertiere dar und ergötzte sich bei einer sakralen Mahlzeit innerhalb der abertausend Pilger. Ursprünglich waren es zweierlei Feste, die man feierte: ein *Frühlingsfest* (der Sippen) mit Opferung der Erstlinge der Herden als Hauptritus, Bestreichung der Türpfosten mit deren Blut und einer Opfermahlzeit und das *Fest der ungesäuerten Brote* (Mazzot). Die Israeliten verbanden später diese beiden Feste zu einem einzigen. Es wurde das *Fest des Auszugs aus Ägypten*. Nur die Samaritaner feiern beide Feste auf dem Berg Garizim noch heute getrennt.

Das heute von Juden gefeierte Pesachfest ist wohl das Fest mit den meisten Ritualen und äusseren Kennzeichen. Während den acht Festtagen darf nichts Gesäuertes gegessen werden, ja nicht einmal in der Wohnung sein (Ex 12,15). Zu «Gesäuertem» gehören vor allem Getreidesorten, Reis und Hülsenfrüchte. Darum putzt die jüdische Frau die ganze Wohnung vor Festbeginn aufs gründlichste, damit sicher kein Chamez (= Gesäuertes) mehr in ihr zu finden ist. Bis um die Mittagszeit des 14. Nisan muss alles Gesäuerte fortgeschafft sein, denn ab diesem Zeitpunkt wurde im Tempel zu Jerusalem das Pesachlamm geschlachtet.

Die Hauptveranstaltung des Pesachfestes ist das Festmahl zur Erinnerung und Vergegenwärtigung des Auszugs aus Ägypten; es wird am ersten Abend des Festes (und ausserhalb Israels auch am zweiten Abend nochmals) gefeiert. Früher war dies die Mahlzeit des Opferlammes; heute heisst dieses Mahl «*Seder*» (= Ordnung, Abfolge). Es gliedert sich in viele rituelle Handlungen und ist ein hochfeierliches Essen. Beeindruckende Zeremonien sind vermischt mit Folkloristischem. Ausser dem besonders guten Festmenu (aus ungesäuerten Nahrungsmitteln) liegen ein gebratenes Ei, ein gerösteter Knochen mit etwas Fleisch daran (= Opferlamm) auf dem Tisch. Die anderen auf der Seder-Schüssel vorhandenen und zum Essen bestimmten Symbole erinnern an die harte Fronarbeit der Israeliten in Ägypten: Charosset (lehmfarbige Süssspeise), Maror (Bitterkraut) und Salzwasser (bittere Tränen). Zur Gestaltung dieses Seder-Abends hat sich ein fester Text herausgebildet: die *Haggada* (= Erzählung). Im gleichbenannten illustrierten Büchlein, das jeder Teilnehmer am Tisch hat, ist die Abfolge der verschiedenen Handlungen und Bräuche des Essens und Trinkens aufgezeichnet. Zudem sind hierin die Erzählung des Auszugs aus Ägypten sowie sämtliche für den Abend bestimmte Gebete und Lieder aufgezeichnet. Beim Seder muss jeder erwachsene

Teilnehmer vier Becher Wein – zum Zeichen der Freiheit angelehnt sitzend – trinken. Auch von den Mazzot (= ungesäuerte Brote) muss jeder essen, denn sie sind das «Brot der Armut, das unsere Väter in Ägypten assen». Der jüngste Teilnehmer stellt die Frage «Ma nischana?» (= Was unterscheidet? nämlich: diese Nacht von allen anderen Nächten), worauf dann die Erzählung vom Auszug aus Ägypten gelesen wird, denn es ist Pflicht, den Kindern davon zu erzählen (vgl. Ex 13,8). Der Schlusssatz der Haggada bzw. des Seder-Abends lautet: «Nächstes Jahr in Jerusalem!» Er war jahrhundertlang ein Leitmotiv des Dranges nach Zion.

Zusätzlich zu diesem in der Familie stattfindenden Festritus mit feierlichen Rezitationen vor allem der Psalmen wird im Gottesdienst noch das Hohelied gelesen. Von den sieben Tagen des Pesachfestes sind der erste und der letzte Feiertage, die mittleren sogenannte Zwischenfeiertage.

Theologische Hauptgedanken: Erinnerung, das heisst Vergegenwärtigung des Auszugs aus Ägypten, der Befreiung/Erlösung war; von der Knechtschaft in die Freiheit ziehen, durch Gottes Hand bzw. Gnade. Es ist Pflicht, *sich selber* als den zu sehen, der aus Ägypten ausgezogen ist: Jeder einzelne Jude ist ausgezogen, das heisst, jeden einzelnen Juden hat Gott befreit – in die Freiheit des Gelobten Landes geführt. – Mit dem Auszug aus Ägypten waren auch Ansätze einer Volkswendung des Gottesvolkes verbunden.

Pesach – Wurzel für das *christliche Osterfest*? Der theologische Duktus ist derselbe: Erinnerung, das heisst Vergegenwärtigung des Erlösungsgeschehens durch Kreuz und Auferstehung. Befreiung/Erlösung aus der Knechtschaft (der Sünde; des Unglaubens) durch Gottes Gnade. Jeder Getaufte hat das Geschenk der Erlösung von Gott erhalten. – Mit der Auferstehung Jesu Christi beginnt die «Volkswendung» des erweiterten Gottesvolkes: Ansätze der Kirche.

2.7 Zwischen Pesach und Schawuot

Die 50 Tage zwischen diesen beiden Festen heissen *Omer* (= Garbe), denn zur Zeit des Tempels wurde am «Tag nach dem Sabbat» (Lev 23,11) die erste Garbe des neuen Getreides dargebracht. Mit dieser Darbringung begann die Zählung von sieben Wochen. Auf den 50. Tag fällt dann das Schawuotfest. Erst in talmudischer Zeit wurden die sieben Wochen zur Trauerzeit erklärt (Grund: Zeit der Ermordung der Schüler R. Akibas). Der 33. Tag der Omer-Zeit, hebräisch: *Lag-ba-Omer*, ist – für aschkenasische Juden – Unterbrechung

und – für sephardische Juden – Abbruch dieser Trauerzeit.

2.8 Schawuot

Das hebräische Wort bedeutet «Wochen». Das Fest, ebenfalls eines der drei Wallfahrtsfeste, heisst darum «Wochenfest». Bei den alten Rabbinen galt es als eine Art Abschlussfest der Pesachzeit. Dies geht aus ihrer Terminologie hervor: Sie nennen es «Azeret». Dies aber ist die biblische Bezeichnung für den letzten Tag des Laubhüttenfestes.

Zur Zeit des Tempels wurden zwei Brote als erstes Speiseopfer aus der neuen Ernte dargebracht (Lev 23,17–20). Ausserdem begann nun die Darbringung der Erstlingsfrüchte (Bikkurim). Daraus ist zu ersehen, dass Schawuot ursprünglich als *Ernte(dank-)Fest* gefeiert wurde. Diesen Zug hat es auch heute noch. In nachbiblischer Zeit wurde das Fest auch als Erneuerung des Bundes zwischen Gott und Israel aufgefasst (vgl. bereits im Jubiläenbuch 6,11.17). Das wurde dahingehend interpretiert, dass Schawuot der Tag der *Verleihung der Tora* am Sinai gewesen sei (bPes 68b). Die Übergabe der ersten Gesetzestafeln von Gott an Mose heisst: den Willen Gottes kundtun, gewissermassen: den Geist Gottes ab nun an walten lassen. Dass das Fest etwas mit einem Bundesbeschluss bzw. einer -erneuerung zu tun hat, sehen einige Forscher auch im Namen des Festes. Im hebräischen «Schawuot» steckt das Wort sch-b-c, was «schwören» heisst⁴.

Das Wochenfest dauert zwei Tage. Ausser den dafür bestimmten Gebeten liest man in der heutigen Liturgie auch das Buch Ruth, das von der Getreideernte in Bethlehem berichtet. Zudem werden die sogenannten Asharot (= Ermahnungen) rezitiert, die eine Aufzählung der 613 Gebote und Verbote anhand des Dekalogs beinhalten (Tora-Verleihung!). Bei nichtreligiösen Juden steht der landwirtschaftliche Aspekt des Festes im Vordergrund: In Kibbuzim in Israel trägt man einen Festkorb mit Erstlingsfrüchten in feierlichen Prozessionen herum.

Theologische Hauptgedanken: Ursprünglich war Schawuot Ernte(dank-)Fest. Gott gehört jeder Erstling, ob Mensch, Tier oder Frucht der Erde. Später wurde es zum Fest des Bundesschlusses am Sinai, den die Tora besiegelt. Tora geben heisst: den Willen Gottes kundtun, nach Gottes Geist leben und ihn weitergeben. Die Tora ist Konstitutivum des Judentums.

⁴ Vgl. Moshe Weinfeld, Das Pfingstfest – zum Gedächtnis an die Verleihung der Tora, in: Immanuel VII (1978) im «Freiburger Rundbrief» 30 (1978) 199–203, zit. 200.

Schawuot – Wurzel für das *christliche Pfingstfest*? Unser Pfingstfest ist ebenfalls 50 Tage nach Ostern (vgl. griech.: pentekonta = 50). Wie Schawuot gehört auch Pfingsten theologisch zum Osterfest. Die Geistsendung, die Glossolie bewirkt (Apg 2), und die Worte der Tora am Sinai könnten mit der Kurzformel «beredtes, das heisst erfülltes Leben» charakterisiert werden. Wo Gottes Geist den Menschen erfasst und wo das Wort Gottes den Menschen erfasst, geschieht tiefste Erfüllung.

Mit diesem kurzen Einblick – durch das Fenster des Alten Testaments – in den jüdischen Festkalender ist der Kreis geschlossen. Es gibt natürlich noch mehrere jüdische Feiertage, die aber entweder nichts mit dem offiziellen Kalender zu tun haben (persönliche Feste wie Beschneidung, Bar Mizwa, Hochzeit), oder solche, die nachbiblischen Ursprungs sind (wie Tescha-be-Aw: Gedenktag der Tempelzerstörung von 587 v. und 70 n. Chr. und andere Trauer- und Fasttage), sowie nationale bzw. ethnisch bedingte Gedenktage (wie Yom ha-Schoa: Gedenktag an den Holocaust; Yom ha-Sikkaron: Gedenktag an die in Kriegen gefallenen Israelis; Yom ha-Azma'ut: Unabhängigkeitstag des Staates Israel). Sie alle haben allerdings auch religiösen Charakter!

Dem Leser dürfte – trotz der Kürze obiger Ausführungen – aufgefallen sein, wie viel sich an Ritualen, Zeremonien und Aktivitäten an den jüdischen Feiertagen in der (einzelnen) *Familie* «abspielt». Hier liegt ein Hauptakzent der religiösen Praktiken der Juden und wahrscheinlich auch ein Grund für die Tatsache, dass alte Feste und Bräuche immer noch gefeiert werden, und zwar in bewundernswerter Frische und Lebendigkeit! Eine andere Merkwürdigkeit des jüdischen Festkalenders liegt darin, dass viel mehr als bei uns *Spezifisches* für die einzelnen Feiertage vorhanden ist: Die Liturgie läuft nie nach «Schema X» ab, sondern am Sabbat ist sie anders als an Wochentagen, an Pesach anders als an Rosch ha-Schana, an Purim anders als an Sukkot usw. Kommt noch der Pluralismus der verschiedenen Riten (je nach Herkunft der Juden) innerhalb einzelner Gottesdienste und religiöser Handlungen hinzu!

Einer christlichen Theologie des Festes oder einer Liturgiegestaltungsgruppe könnte der eine oder andere «diebische Blick» in den biblisch-jüdischen Festkalender Früchte einbringen...!

«Prüfet alles, das Gute behaltet!»
(1Thess 5,21)

Rita Egger

men – besser gesagt: zu einer Bewegung (Wie wir noch sehen werden, vermittelt BELACD vor allem Impulse und die nötigen finanziellen Mittel. Das «Büro» selbst hat nur einen kleinen Mitarbeiterstab. Die Tätigkeit liegt vorwiegend in den Händen der Missionen bzw. der Dorfbevölkerung.), die Grossartiges geleistet hat und auf deren Leistung grosse Teile der Bevölkerung, vor allem im Süden des Tschad, nicht mehr verzichten könnten. Vor allem zwei Gründe führten zu diesem Erfolg bzw. zu dieser Entwicklung: die Zielsetzung dieser Caritas und die Folgen des vierjährigen Bürgerkrieges. Eine der wichtigsten Leitlinien von BELACD scheint in folgendem Satz auf: «Permettre à la population rurale de répondre à ses besoins en utilisant d'abord ses propres moyens.» Die Entwicklungszusammenarbeit beginnt ausschliesslich und konsequent an und mit der Basisbevölkerung. Situation, Möglichkeiten, Wunsch und Wille der Dorfbevölkerung werden sehr ernst genommen. BELACD will nicht tun, sondern zum Tun anregen.

In vielen Versammlungen, die immer die gesamte Dorfbevölkerung umfassen (zwischen 2 und 8 Prozent Christen pro Dorf) und die oft durch langjährige Animationsarbeit vor und nachher begleitet werden, setzt sich die Dorfbevölkerung mit ihrem Problem auseinander und bestimmt in freier Meinungsäusserung die Verantwortlichen und Ausführenden des geplanten Unternehmens. Es ist ein beeindruckendes Erlebnis, an solchen Versammlungen teilzunehmen. Da ist wirklich etwas von einem neuen, freien Geist zu spüren, der die Dinge sieht, wie sie sind, und versucht, in gemeinsamer Bemühung schrittweise sinnvoll zu verändern, d. h. Neues aufzubauen. Beeindruckend vor allem auch ist die stete Nähe zum Evangelium. Die Heilsbotschaft wird nicht nur von den gutausgebildeten Katecheten in packend-lebendiger Art erzählt (nicht gelesen) und kommentiert, sie ist auch im erdverbundenen Leben, in den Mühen des Alltags und im einfachen, starken Glauben der Afrikaner gegenwärtig. Gelebtes Evangelium – nicht in fertigen Lösungen, sondern in Sch Weiss und Arbeit, im Suchen und in Enttäuschungen, aber auch in Freude und Friede – in dieser jungen Kirche ist es zu finden. Es ist auch zu finden in der überaus kameradschaftlichen und herzlichen Gemeinschaft und Beziehung, die das gesamte Missionspersonal miteinander pflegt.

Der zweite Grund, der die Tätigkeit und die Impulse von BELACD zur heutigen Bedeutung steigerte, ist der Krieg, dessen Ende nicht abzusehen ist. Im Zusammenhang mit den kriegserischen Ereignissen wurden im Süden des Tschad einige hundert Men-

Weltkirche

Caritas Tschad

Die Kirche des zentralafrikanischen Landes Tschad, das 1960 von Frankreich in die Unabhängigkeit entlassen wurde (rund doppelt so gross wie Frankreich, 4,5 Mio. Einwohner), ist die jüngste Afrikas und eine der jüngsten der Welt. 1929 kamen die ersten Missionare ins Land. Um sich im ungeheuren Gebiet nicht zu verzetteln, konzentrierten die Missionare ihre Tätigkeit auf den dichter bevölkerten, etwas reicheren (grössere Regenmengen, Landbau), fast rein animistischen Süden. Die Erzdiözese N'Djaména umfasst im vorwiegend muslimischen Norden 5% des Landes. Die meisten der 280000 Christen befinden sich im Süden, in den drei Diözesen Pala, Moundou und Sarh.

Die vier Diözesen weisen erst sieben afrikanische Priester und 24 Schwestern auf. Sie werden durch 153 Priester, 44 Brüder und 199 Schwestern, vorwiegend europäischer Abstammung ergänzt. Die

Schweizer sind recht gut vertreten. Sechs Fidei-Donum-Priester sind im Süden im Einsatz (im Mai kehrte einer nach segensreicher, sechsjähriger Tätigkeit in die Schweiz zurück), sechs Ursulinen-Schwestern aus Freiburg arbeiten auf zwei Stationen. Das Kloster der Franziskanerinnen in Donia (Niederlassung des Klosters Montorge, Fribourg) ist voll blühenden Lebens. – Die Berufungen sind erstaunlich zahlreich: in den letzten Jahren sind 10 bis 16 afrikanische Mädchen eingetreten. – Es stehen zudem fünf schweizerische Entwicklungshelfer und -helferinnen von «Frères sans Frontières» im Einsatz.

Caritas Tschad

gab sich, wie viele Schwesternorganisationen der Dritten Welt, einen Namen, der die Abkürzung ihrer Tätigkeit ist: BELACD. Das heisst: «Bureau d'études et de liaison d'action caritative et de développement». Und, wie in vielen ähnlichen Fällen, wurde BELACD im Zusammenhang mit einer Notsituation gegründet: Das war die grosse Dürre des Jahres 1973. In den kaum 10 Jahren ihrer Existenz entwickelte sich die Caritas Tschad zu einem Unterneh-

schen getötet, Gebäude jedoch wurden praktisch keine zerstört. Ganz anders jedoch hat die Hauptstadt N'Djaména (früher Fort-Lamy) gelitten. Grosse Flüchtlingsströme bewegten sich nach Kamerun. Vor allem in Kousséri, im Norden Kameruns, half BELACD in den Flüchtlingslagern. Der Rückwanderungsstrom in die Hauptstadt, der nach der Befriedung durch die libyschen Truppen und die Präsenz der Friedenstruppe für die Einheit Afrikas einsetzte, brachte neue Probleme. Das BELACD N'Djaména (jede Diözese hat ihr eigenes Büro) unterstützt die ankommenden Menschen und hilft ihnen, wieder ein neues Leben aufzubauen. 5500 Familien hilft BELACD bei der Wiederinstandsetzung ihrer zerstörten bzw. beschädigten Wohnung.

Mit Ausnahme von einigen Wirren wurde den drei Diözesen des Südens (knapp so gross wie die Schweiz), vor allem durch die starke Armee der «Sudistes», der Friede erhalten. Die Folgen des Krieges jedoch, das heisst des vollständigen Zusammenbruchs des Staates, sind täglich spürbar. An alle seine Funktionäre, vom Sous-Präfekten, Verwaltungsbeamten, Polizisten, Lehrer bis zum Krankenpfleger im staatlichen Spital, zahlt der Staat seit Jahren keinen Lohn mehr. Die Folge ist ein weitgehender Kollaps der staatlichen Einrichtungen. Die obersten Beamten üben noch weitgehend ihre Ämter aus, doch wer eine speditive Erledigung seiner Anfrage will, muss zahlen. Die mittleren Beamten sind vielfach in ihre Dörfer zurückgekehrt, denn nur wer Land hat und es bebaut, kann dem Hunger entgehen. Die Märkte sind gut besucht und dotiert, doch die Preise der Waren, die von Kamerun her eingeführt werden müssen, sind skandalös in die Höhe geschneit.

Die Kirche

Ist die einzige grössere Organisation im Süden, die intakt blieb. Ihre Führungskapazität, ihr know-how, ihre Kommunikationsmöglichkeit (praktisch das gesamte Postsystem wird durch die Mission aufrechterhalten) und ihre Infrastruktur sind für diesen Teil des Tschad von allergrösster Wichtigkeit geworden. Wenn diese junge Kirche nicht von ihrer Wurzel her auf das Dienen ausgerichtet wäre und nur im Dienst ihre Identität fände, könnte man von einer dominierenden Rolle der Kirche sprechen. Die Beziehung zu den verbliebenen Resten der öffentlichen Ordnung und Verwaltung ist ausserordentlich gut. Die überwiegend animistische Bevölkerung ist der Kirche bzw. den Christen sehr freundlich gesinnt. In den gemeinsamen Unternehmungen des Dorfes (Brunnenbau, Hirsespeicherbau, Dorfapotheker, Alphabeti-

sation usw.) werden die Verantwortlichen meistens aus der christlichen Minderheit gewählt.

Praktisch die gesamte medizinische Betreuung der südlichen Bevölkerung liegt in den Händen der Kirche, das heisst des BELACD. Im Bezirk Gounou-Gaya (100000 Einwohner) gibt es keinen einzigen Arzt. Ein Verwaltungsbezirk von 530000 Einwohnern hat nur einen Arzt. Den 27 Dispensaires und einfachen Spitälern mit 10 bis 20 Liegestellen kommt eine entscheidende Bedeutung zu. In den drei Zentren werden Behinderte betreut. Eine überaus wichtige Rolle spielen die Dorfapotheker – man zählt rund 800 funktionierende Dorfapotheken – und die zahlreichen Animatoren, die präventiv-medizinisch tätig sind.

In den weitaus meisten Fällen werden die Dispensaires von afrikanischem Personal geführt. Einsatz und Fähigkeit der schwarzen Krankenpfleger sind beeindruckend. Es gibt Dispensaires und Spitäler, die pro Tag zwischen 100 und 500 Patienten betreuen.

Animation

Horokna ist Hirsebauer und Dorfapotheker. Sein Nebenamt bringt ihm Anerkennung, doch kein Geld ein. Nachdem ihn sein Dorf gewählt hatte, besuchte er dreimal 10 Tage einen Kurs für Dorfapotheker im Ausbildungszentrum seiner Mission. Er ist fähig, seine sechs Medikamente für die sechs verschiedenen Krankheiten, die er behandelt, richtig dosiert und sinnvoll einzusetzen. Fälle, die nicht zu seinem beschränkten Gebiet der Alltagsvorkommnisse gehören, weist er ans nächste Dispensaire. Er behandelt mit seinen Mitteln, die er sorgfältig in einer Blechschachtel verwahrt: Erkältungen, Kopfweh, Durchfall, Malaria-Anfall, Befall von Parasiten und kleinere offene Wunden. Jede Tablette, die er abgibt, kostet etwas. Wenn es auch nur wenige Rappen sind: keine, auch noch so kleine Leistung von BELACD ist gratis zu haben. Geschenke machen Bettler, Eigenleistungen, auch wenn sie verhältnismässig sehr klein sind, führen zu Verantwortung und Selbständigkeit.

Wandi bringt als «Alphabetist» Erwachsenen die Anfangskenntnisse des Lesens und Schreibens in ihrer afrikanischen Sprache bei. Er ist einer der vielen hundert Männer und Frauen, die als Freiwillige in der Diakonie der Kirche stehen und für Caritas Tschad tätig sind. Wandi vermittelt nicht nur die «Kenntnis des Papiers», wie die Afrikaner sagen. Seine Lektionen beziehen sich auf die praktischen Probleme des Alltags, und über sie ist er auch Animator, Impulsgeber, Anstoss zur Besinnung und sinnvollen Veränderung. Sein Lese-

stoff behandelt unter anderem: Hirseanbau, Vater und Kind, Wasser, Krankheiten, Baumwolle und auch die Rolle des traditionellen Brunnens und den verbesserten, neuen Brunnen.

Wandi wurde durch seine einfache Lehrtätigkeit mit ein Grund, warum sein Dorf beschloss, mit Hilfe von BELACD einen neuen Brunnen zu bauen. Über die Mission gelangte das Gesuch ins Ressort «Brunnenanbau» der Caritas Tschad. Ein Rutengänger bestimmte die geeignete Stelle. Das Dorf hob den Brunnen bis in eine Tiefe von 12 Metern aus. BELACD lieferte die Betonröhren, die turmförmig im Brunnenschacht aufeinandergestellt wurden. Diese Röhren und der betonierte Brunnenkopf verursachten dem Dorf die einzigen finanziellen Ausgaben in der Höhe von etwa 250 sFr. Die Ausgaben von BELACD pro Brunnen übersteigen im Schnitt 1000 sFr. Rund 900 Brunnen, die genügend sauberes Wasser liefern, errichteten die Dörfer mit Hilfe der diakonischen Kirche. Rund 600 Brunnen müssen noch errichtet werden.

Wie für alle Dörfer so wurde auch für das Dorf Djogassa der Brunnen zum Zeichen für einen Neubeginn. Mit dem sauberen Wasser schöpft das Dorf gleichsam Mut für weitere, gemeinsame Unternehmungen; vielleicht für das Ausbessern einer Zufahrtsstrasse, das Errichten eines Dorfzentrums, das auch als Kapelle dient, die Ausbildung eines Dorfapothekers. Kleinere und grössere Erfolgsergebnisse sind für die Christen wie für die Missionare wichtig, denn der Weg in ein Leben, das nicht mehr derart von Krankheiten bedroht ist, ist mühsam. Rückschläge und Enttäuschungen bleiben nicht aus.

Das stärkste Erlebnis in der Begegnung mit dieser Kirche ist die Einheit von Glaube und Tat. Hier gibt es nicht «Caritas und Kirche»; hier ist die Kirche gelebt und erlebte Caritas, und die Tat, mit der man andern und sich selber hilft, ist wiederum erlebte kirchliche Gemeinschaft. Mir ist keine Kirche bekannt, in der der befreiende Geist des Evangeliums (in der Schlichtheit der kleinen Schritte) deutlicher zu spüren wäre als hier.

Rund 20 kirchliche Hilfswerke unterstützen und ermöglichen die Aktionen von BELACD. Unter ihnen ist Caritas Schweiz eine der wichtigsten Organisationen für Caritas Tschad. Ihre Aufwendungen betragen bis heute 1,2 Mio. sFr. An der Tschad-Konferenz vom Juni 1981 in Luzern wurde Caritas Schweiz zur Verbindungsorganisation zwischen BELACD und den übrigen Caritasorganisationen bestimmt.

Karl Gähwyler

Kirche Schweiz

«Zweite Säule» für Priester

Im Beisein von Bischof Heinrich Schwery und Generalvikar Edmund Lehner tagte im Diözesanen Studentenheim «Les Creusets» der Priesterrat des Bistums Sitten, der von Rektor Dr. Leopold Borter präsiert wird. Die ganztägige Sitzung war in erster Linie der Frage der Pensionierung von Priestern und der Seelsorgearbeit der Ordensschwestern gewidmet. Die Ratsmitglieder trafen sich zum Schluss der Sitzung auch in sprachlich getrennten Gruppen.

Die grosse Mehrheit der in der Oberwalliser Seelsorge tätigen Priester bezahlt aus ihrem Lohn neben dem Gehalt der Haushälterin auch einen Beitrag an die Priester-Pensionskasse SPES. Bisher konnte diese Kasse nicht zuletzt wegen eines ausgeprägten solidarischen Denkens der Versicherten auch einigermaßen genügende Leistung erbringen. Dies um so mehr, als das Pensionierungsalter der Geistlichen bei 70 Jahren liegt, sie also im Normalfall nicht früher Anspruch auf Kassaleistungen haben. Die neue eidgenössische Gesetzgebung in Sachen Zweite Säule bringt auch hinsichtlich der Pensionierung neue Forderungen. Es hat sich aber auch die Struktur des in der Diözese tätigen kirchlichen Personals verändert. So treten heute vermehrt Laien in die kirchlichen Dienste ein. Diese Gesichtspunkte veranlassten den Bischof, die Pensionierungsfrage für Geistliche durch Fachleute studieren zu lassen. Zu diesem Schritt sah er sich zusätzlich gedrängt, weil das jetzige und auch das künftige Kirchenrecht ihm in diesen materiellen Fragen die Verantwortung überbindet. Dem Priesterrat wurde an der hier zu besprechenden Sitzung nun durch einen Experten ein Vorschlag zur Schaffung einer neuen Pensionskasse vorgelegt, der neben den Priestern auch Mitglieder der fünf dem Bischof direkt unterstellten Frauenkongregationen und die kirchlichen Laienangestellten angehören können. Nach eifriger Diskussion lobte der Rat einstimmig die Arbeiten zur Schaffung einer solchen Kasse. Es bleibt noch abzuklären, ob die bisherige Pensionskasse SPES die Anforderungen der Zweiten Säule ganz oder teilweise übernehmen kann.

Seelsorgearbeit der Ordensfrauen

Domherr und Bischofsvikar Henri Bérrard orientierte den Rat anschliessend über eine Abmachung zwischen dem Bistum Sitten und den diözesanen Frauenkon-

gregationen. Diese Vereinbarung betrifft den Einsatz der Ordensfrauen in der Seelsorge. In dem Vertrag wird die Natur des Seelsorgeeinsatzes in der Wortverkündigung, in Gottesdiensten der Pfarrei, in der Leitung kirchlicher Gemeinschaften, im Pfarreirat usw. geregelt. Es ist vorgesehen, dass die Schwestern in der Diözese, in einer Region, in einer Pfarrei, auch in einer Schule, in einem Spital, in einer sozialen Einrichtung oder in einem Bildungshaus in der Seelsorge tätig werden können. Das Dokument erörtert aber nicht den Einsatz von Schwestern als Lehrerinnen, Krankenschwestern, Heimleiterinnen usw. Zu jeder einzelnen Anstellung wird ein Pflichtenheft alle Aspekte eines Dienstes beleuchten. Die Ordensfrau arbeitet an ihrem Einsatzort mit einem verantwortlichen Seelsorger zusammen. Die Notwendigkeit, einen solchen Vertrag abzuschliessen, war im Priesterrat unbestritten. Eine Regelung drängt sich auf, weil die Schwestern bereits Mitglieder von Kongregationen sind und für eine Anstellung ausserhalb dieser Institutionen gewisse Garantien bedürfen. Umgekehrt sind auch die Pfarreien an einer Festlegung des Arbeitsverhältnisses interessiert. Ferner ist das Bischöfliche Ordinariat aus

Gründen der Personalplanung auf eine zeitliche und inhaltliche Festlegung dieses Seelsorgedienstes angewiesen. Im Oberwallis arbeiten bereits im Priorat Ferden-Kippel und in der Pfarrei Eggerberg Schwestern in der Seelsorge mit. In der Zukunft werden sie auch vermehrt in den zu verwirklichenden Seelsorgegruppen der Regionen mitmachen. Der Priesterrat genehmigte den Vertrag mit den Schwestern mit grosser Mehrheit.

Oberwalliser Gruppe

Nach der Vollversammlung traf sich die deutschsprachige Gruppe zu einer eigenen Sitzung. Die Ratsmitglieder einigten sich auf das Jahresthema 1983, das in den Dekanaten des Oberwallis behandelt werden soll. Es trägt den Titel: «Der Religionsunterricht». Dieses Thema, das die Dekanatskonferenzen an regelmässigen Sitzungen erarbeiten werden, ist im Hinblick auf das kommende Schulgesetz von grosser Wichtigkeit.

Abschliessend sei festgehalten, dass der Priesterrat Henri Roduit als Delegierten in die «Kommission Priester und Bischöfe» abgeordnet hat.

Alois Grichting

Der aktuelle Kommentar

Zu kurz gegriffen

Die Regel, dass wir Bücher, nicht aber Zeitschriften besprechen, durchbrechend, hat die Redaktion mich beauftragt, zur Nummer «Kirche Schweiz – hinterfragt» des «Das Neue Volk» meine Meinung zu sagen, weil diese Sondernummer breit gestreut wurde und dementsprechend zu reden gibt. Die Absicht der von ungenannten Priestern und Laien geschriebenen Nummer ist, auf Missstände in unserer Kirche nachdrücklich hinzuweisen, sie als Fehlentwicklungen zu deuten und konkrete Massnahmen zur Behebung der Missstände bzw. zu einer Verbesserung der Entwicklung zu fordern. Dass hinter dieser Absicht ernste Sorge steht, will ich nicht bestreiten. Ernste Sorge über «gewisse Zustände» ohne hinreichende Kenntnisse der betreffenden Zustände selbst wie ihrer jeweiligen Zusammenhänge gewährleisten aber weder eine sachgerechte Diagnose noch eine zweckmässige Therapie.

Wer nämlich zu einer Entwicklung sachgemäss Stellung nehmen will, muss von einer möglichst allseitigen Darstellung des in Entwicklung befindlichen Gegenstandes ausgehen. «Das Neue Volk» greift bereits hier zu kurz. Es geht nicht von einer Darstellung des Gegenstandes bzw. seines allgemeinen Zustandes aus, sondern bei den ihm missliebigen Seiten (bei jenen Dingen, «die wir für verfehlt, irrig und gefährlich halten»). Aufgrund dieser Engführung wird in Einzelfällen in einer Weise auf das Allgemeine geschlossen, die gegen die Gesetze der traditionellen Logik verstösst. So werden aus dem liturgischen Bereich – wie üblich ohne Nennung von Ort und Zeit – Fälle erzählt, die belegen, dass die liturgische Erneuerung nicht ohne Grenzüberschreitungen und Ausuferungen durchgeführt wird. Wie im grossen ganzen in unseren Gemeinden Gottesdienst gefeiert wird, was die liturgische Erneuerung insgesamt an Lebendigkeit («actuosa participatio») erbracht hat, kommt auf diese Weise überhaupt nicht in den Blick. So werden aus dem Bereich Kinder- und Jugendarbeit Zitate aus einzelnen Veröffentlichungen aneinandergereiht, «die den üblen Zustand mancher katholischer Jugendgruppen erklären» wollen. Abgesehen davon, dass

Äusserungen – jedenfalls nach den Gesetzen der traditionellen Logik – noch nichts erklären, könnten manche Zitate ebenso gut als Belege dafür gelesen werden, dass den Jugendlichen heute ermöglicht wird, ohne Angst ihre Meinung zu sagen. Und schliesslich werden Einzelfälle angeführt, die nur behauptet werden – beispielsweise «der deutliche Linksdrall» der von der Bischofskonferenz eingesetzten Nationalkommission «Iustitia et Pax» –, oder die mit der «Kirche Schweiz» nichts zu tun haben – das Sonntagsinterview des Fernsehens DRS liegt in ausschliesslicher Verantwortung der SRG.

In einem zweiten Schritt müsste unvoreingenommen nach den Gründen gefragt werden, die zum heutigen Zustand geführt haben. Dies ist ein mühsames Geschäft, weil einerseits nun auch noch nach dem Zustand bzw. den Zuständen der Kirche im Verlauf der letzten Jahre, andererseits nach den Ursachen des dabei feststellbaren Wandels gefragt werden muss. Dabei müsste auch nach den gesellschaftlichen Entwicklungen gefragt werden, weil die Kirche und der Katholizismus in ihrer konkreten Gestalt von der Gesellschaft und ihrem Wandel abhängig ist. Es ist beispielsweise erheblich, ob eine theologische Hochschule vom Staat getragen oder anerkannt oder zugelassen oder nur geduldet ist und ob sie dabei noch schikaniert wird oder nicht. Es ist erheblich, wie die Bevölkerungsstruktur aussieht: die in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten zur Wirkung gelangte konfessionelle und weltanschauliche Durchmischung der Wohnbevölkerung hat nicht nur die Möglichkeiten, eine Mischehe einzugehen, vervielfacht, sondern den Katholiken auch ungewohnte Möglichkeiten eröffnet, mit andersdenkenden Menschen in Kontakt zu kommen und andere Konfessionen und Weltanschauungen persönlich kennenzulernen. Zusätzliche Möglichkeiten habe sich aus der gestiegenen Mobilität und der allgemeinen Verbreitung der Massenmedien ergeben. Solche Gegebenheiten gilt es bei der Darstellung und Würdigung auch kirchlicher Entwicklungen zu berücksichtigen. Hier macht es sich «Das Neue Volk» mit seinem Fragen nach dem, was «innerhalb der Kirche!» das katholische Leben bedroht, nun wahrlich zu einfach. Zumal dann diese «üblen Zustände, Praktiken und Unterlassungen» nicht einmal, wie beabsichtigt, wirklich «hinterfragt» werden. Denn was «eine Analyse» genannt wird, sind bloss allgemeine Erwägungen mit nur dürftigen Bezügen selbst zur kirchlichen Wirklichkeit. Der Beitrag über den Priesteramangel beschränkt sich gar auf Teilaspekte, nämlich die Art der Ausbildung der Theologiestudenten und die At-

mosphäre der katholischen Mittelschulen. Das Herausstellen vernachlässigter Aspekte wäre durchaus berechtigt, wenn diese Teilaspekte wenigstens im kirchlichen und gesellschaftlichen Zusammenhang samt den entsprechenden Bedingtheiten zur Sprache gebracht würden. Nun wird aber nicht nur diese analytische Leistung nicht erbracht, sondern darüber hinaus und vor allem werden aus dieser beschränkten Sicht heraus konkrete Postulate erhoben. So kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, die «Therapie» sei zum vornherein festgelegt und dieser «Therapie» sei eine «Diagnose» nur nachgeliefert worden. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, dass die geforderte Therapie auch dazu dienen soll, neue Lösungen abzublocken – ohne sich mit ihnen argumentativ auseinanderzusetzen zu müssen.

Statt in einem dritten Schritt aufgrund von Einsicht in die Entwicklung und aufgrund von klar ausgesprochenen Leitbildern Massnahmen zu erwägen oder auch zu fordern, liegen so bereits Patentrezepte vor. Mit Regens Josef Wick bin ich aber überzeugt, dass es auch in bezug auf die Priesterausbildung eine Patentlösung weder gibt noch je gab. Uns alle, erklärte er am 75-Jahr-Jubiläum des Salesianum, bedrängt der Mangel an Priestern und Priesteramtskandidaten. Und was Papst Johannes Paul II. «über die Sorgfalt gegenüber den aufkeimenden priesterlichen Berufungen sagte, ist vollauf berechtigt, und ich fühle mich – wie Sie alle – verpflichtet, weiter nach Wegen zu suchen und sie freizumachen und sie frei zu beschreiten, die diesem Anliegen Rechnung tragen. Nur ist es bei unseren Verhältnissen angezeigt und meines Erachtens gleichfalls vollauf berechtigt, den angehenden Pastoralassistenten ebenfalls die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Nach ihrer Ausbildung sind alle, die in der Seelsorge tätig sind, aufeinander angewiesen. Von daher soll – meine ich – in unseren Verhältnissen «eine spezifisch priesterliche Ausrichtung des gesamten Seminarlebens» auch dieses Spezifikum ins Auge fassen, dass sich der Priesteramtskandidat in seiner eigengeprägten Aufgabe und Lebensform einübt mit andern, die später – hoffentlich – eng mit ihm zusammenwirken. Beide, Priester wie Laientheologe, insgesamt vom gleichen Auftrag her und aufs gleiche Ziel hin.»

So differenziert reden kann einer wohl nur, wenn er ein differenziertes Problembewusstsein hat, das nicht in einer geschützten Nische – und sei dies ein Schmollwinkel –, sondern nur mitten im Leben und in auch denkerischer Auseinandersetzung mit seinen Herausforderungen und Widersprüchen, Gefahren und Chan-

cen zu gewinnen ist. Von diesem Leben vermisse ich in «Das Neue Volk» so viel, dass ich dazu nur sagen kann: zu kurz gegriffen!

Rolf Weibel

Das Interview

Orden in Ungarn

P. Giuseppe Pittau, Koadjutor des bis zur Wahl des neuen Generals der Gesellschaft Jesu mit der Ordensleitung beauftragten P. Paolo Dezza, gab der Römer Gemeinschaftsredaktion katholischer Nachrichtenagenturen das nachfolgende Interview über seinen vor kurzem abgeschlossenen Besuch in Ungarn und Polen.

Pater Pittau, Sie haben in Ungarn Jesuiten besucht, die keine sein dürfen. Was ist die Ursache für die Unterdrückung Ihres Ordens in einem kommunistischen Land, das als eines der liberalsten im Ostblock gilt?

Ungarn kann man gewiss als eine der freiesten Nationen des Ostens betrachten. Vor allem im wirtschaftlichen Bereich, glaube ich, hat man hier grosse Fortschritte gemacht. Das Volk hat heute auch gewisse Freiheiten, doch glaube ich, dass diese Freiheit im politischen und religiösen Bereich nur eingeschränkt gilt. Wie Sie wissen, wurden die Ordensgemeinschaften 1950 unterdrückt. Damals gab es 11000 Ordensleute, Männer und Frauen. Ich habe den Eindruck, dass die Regierung jetzt die Tore ein wenig öffnen will, aber Freiheit gewährt sie noch nicht. Die Erfahrung der Tragödie von 1956 [der Ungarnaufstand] bleibt meines Erachtens stets gegenwärtig. Man spürt sozusagen ein Gefühl der Resignation im ungarischen Volk. Es möchte die Probleme politischer oder religiöser Freiheit nicht allzusehr anrühren. Es herrscht eine gewisse Passivität, die sich so ausdrücken lässt: «Wenn wir diese Probleme angehen, haben wir vielleicht wieder eine Tragödie, vielleicht verlieren wir dann auch noch das, was wir jetzt haben.»

Wie erklären Sie, dass andern Ordensgemeinschaften als den Jesuiten eine Art Existenzrecht zugestanden wird?

Das ist schwer zu erklären, auch ich habe diese Frage wiederholt gestellt. Nehmen wir zum Beispiel die Benediktiner: sie sind seit so langer Zeit im Land. Das Benediktinerkloster Pannonhalma gehört einfach zur Nation und wird in gewissem Sinn als Kulturmonument betrachtet. Die ungari-

sche Geschichte ist mit Pannonhalma verbunden. Die Benediktiner hatten (wie auch die Franziskaner, die Piaristen und die Schwestern von Notre-Dame) etliche Schulen. Die Regierung wollte nun zeigen, dass es ein bisschen Freiheit gibt, und so hat sie jedem der vier zugelassenen Orden gestattet, je zwei Schulen zu führen. Diese Schulen hatten ziemlich starke Auflagen. Die Studenten durften nicht die Universitäten besuchen. Auch in diesem Punkt ist hier mittlerweile eine gewisse Liberalisierung zu verzeichnen. Ein bisschen Fortschritt gibt es also. Aber auch diese religiösen Ordensgemeinschaften, denen die Existenz gestattet wurde, haben den «*numerus clausus*»: sie können in gewissem Ausmass die ersetzen, die ausfallen, entfalten dürfen sie sich nicht. Auch in diesem Punkt ist man seitens der Regierung in der letzten Zeit etwas liberaler geworden. Anstelle der bisher 14 in Ausbildung befindlichen Benediktiner zum Beispiel dürfen sie jetzt 22 aufnehmen. Die Regierung duldet das mehr oder weniger schweigend.

Gehen wir davon aus, dass in Ungarn die verfassungsmässig garantierte Religionsfreiheit herrscht, wie sieht das in der Praxis bei den etwa hundert Mitgliedern Ihres Ordens aus, die es noch in Ungarn gibt?

In Ungarn leben jetzt 94 Jesuiten. Derzeit können diese offiziell nicht als Jesuiten existieren. Die Regierung erlaubt jedoch, dass diese Jesuiten als Einzelpersonen weiterhin normal leben und arbeiten können. Gerade für die Alten und Kranken gibt es Heime, die von der Regierung errichtet oder ausgestattet wurden und wo derzeit etwa 16 Jesuiten leben. Sie alle bekommen eine Rente vom Staat. 80% dieser Rente zahlen sie für ihre Verpflegung, der Rest steht ihnen zur freien Verfügung. Acht Jesuiten arbeiten als Pfarrer, also wie Diözesanpriester. Einige sind Organisten, einige Sakristane, andere mussten in Fabriken, Büros oder sonstigen Betrieben arbeiten. Dafür bekommen sie Gehalt. Sie müssen aber in Privatwohnungen leben. Die Möglichkeit, gemeinsam in Ordenshäusern zu wohnen, haben sie nicht. Einige Male im Jahr dürfen sie sich treffen, dann ist ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit erlaubt. Schweigend hat die Regierung auch hingenommen, dass es für die Jesuiten einen Verantwortlichen aus ihren Reihen gibt. Den dürfen sie sprechen und treffen. Was fehlt, ist die Freiheit, in der Gemeinschaft zu leben und junge Leute als Novizen aufzunehmen.

In einer Erklärung der Jesuitenkurie in Rom zum Abschluss Ihrer Reise heisst es

trocken, Sie hätten staatliche und kirchliche Autoritäten gesprochen. Waren die Ergebnisse dieser Gespräche so unbefriedigend, dass der Präsident des staatlichen Kirchenamtes, Imre Miklos, und Kardinal Lekai nicht einmal namentlich erwähnt wurden?

Die Begegnung war sehr herzlich. Präsident Miklos hatte mir 30 Minuten zugesagt, mir dann aber eine ganze Stunde gewidmet. Er hat mir die Situation in Ungarn verdeutlicht. Dann verwies er mich auf die Punkte, in denen es Fortschritte gegeben habe. Ich habe ihm für die Öffnung gedankt, die zu verzeichnen ist, aber auch darauf hingewiesen, dass es für uns Jesuiten – wie natürlich auch für die andern Orden – lebensentscheidend ist, dass wir die Erlaubnis für die Aufnahme und Ausbildung von Novizen bekommen und eigene Ordenswerke haben können. Das ist im übrigen eine Notwendigkeit für die ungarische Kirche insgesamt. 1950 waren es, wie gesagt, 11000 Ordensleute. Wenn es die nicht mehr gibt, wer übernimmt dann ihren Platz? Wer kann dann den Diözesanpriestern helfen, ihr Apostolat in den verschiedenen Diözesen auszuüben? Diese Frage habe ich wiederholt gestellt. Herr Miklos sagte mir: Man muss eben einen Schritt nach dem andern tun. Denn wenn man zu schnell vorangeht, kann es passieren, dass – wie schon in andern Fällen – das Ergebnis noch schlechter ist. Schliesslich verändere sich doch das ganze System, und dann gebe es vielleicht gar keine Berufungen mehr, und keiner wolle mehr Novize werden.

Kardinal Lekai machte mich auf verschiedene Elemente aufmerksam, denen zufolge man zu dem Urteil kommen könnte, es gebe Fortschritte. Für ihn ist es zum Beispiel ein grosser Fortschritt, dass die Eröffnung eines Exerzitienhauses genehmigt wurde. Das erste Haus in Ungarn. Dabei ist für uns interessant, dass dort zwei Jesuiten als Spirituale arbeiten können. Der Leiter des Exerzitienhauses, ein Diözesanpriester, wird von Kardinal Lekai ernannt. Die beiden Jesuiten haben die Genehmigung erhalten, nach Rom zu kommen, um hier Fortbildungskurse in Theologie zu besuchen. Darüber hinaus wurde gerade an dem Tag, an dem ich bei Präsident Miklos war, zwei weiteren Jesuiten gestattet, in Rom zu studieren. Dabei handelt es sich allerdings um Jesuiten der ältern Generation, denn junge gibt es eben nicht. Kardinal Lekai hält also daran fest, dass es Fortschritte gebe und man nicht zuviel Druck ausüben solle.

Es heisst, Kardinal Lekai sei aus Sorge um das Fortbestehen der Kirche in Ungarn zu regimemässig geworden. Haben Sie mit

Ihrem Anliegen bei ihm offene Ohren gefunden?

Ja, man sagt oft, Kardinal Lekai stünde zu sehr in Verbindung mit der Regierung. Kardinal Lekai sagt: Kirche und Regierung sind keine Feinde. Wir wollen keine Auseinandersetzung. Wir haben verschiedene Vorstellungen. In einigen Dingen müssen wir zusammenarbeiten, zum Beispiel im wirtschaftlichen, sozialen, politischen, internationalen Bereich. Doch im religiösen Bereich sind unsere Vorstellungen verschieden. Da müssen wir versuchen, unsere Rechte zu verteidigen. Kardinal Lekai verneint also diese Anschuldigung, dass eine zu starke Verbindung zur Regierung bestünde, aber wie ich vorher schon sagte: man spürt in der ungarischen Kirche das Gefühl der Resignation. Man möchte sehen, welche Wege zur Freiheit, welche neuen Möglichkeiten es gibt. Man will versuchen, diese neuen Wege breiter zu machen, damit so etwas wie ein Freiheitsraum für die Kirche entsteht. Dabei ist es schwierig zu sagen, wie diese neuen Möglichkeiten aussehen. Ich glaube, dass es dabei auch der Hilfe und des Verständnisses der Kirchen in den andern Nationen bedarf, denn auch dort kann man helfen, dass dieser Freiheitsraum, diese Wege ein bisschen mehr erschlossen werden.

Das Durchschnittsalter der noch in Ungarn lebenden Jesuiten liegt bei über 70 Jahren. Man darf annehmen, dass Sie die meisten von ihnen in Altersheimen besuchen mussten. Bleibt Ungarn auch nach Ihrer Reise ein blinder Fleck in der Jesuitenwelt?

Die Jesuiten in Ungarn sind tatsächlich ziemlich alt. Der jüngste von ihnen ist 57 Jahre. Von 94 Jesuiten sind 50 mehr als 70 Jahre alt. Für die Jesuiten gibt es in Ungarn keine Zukunft; wenn wir keine neuen Jesuiten als Novizen aufnehmen können, sind wir zum Aussterben verurteilt. Im Atlas der Gesellschaft Jesu von 1981 ist Ungarn nicht eingetragen, weil wir offiziell dort nicht existieren. Unsere Hoffnung ist, dass die Gesellschaft Jesu und die andern Ordensgemeinschaften, die in Ungarn tätig sein wollen, möglichst schnell die Genehmigung erhalten, sich nicht nur gut auf den Tod vorzubereiten, sondern weiterleben, um der Kirche zu helfen. Sie wird das brauchen. In wenigen Jahren sehen sich die Bischöfe vor das Problem eines schweren Priestermangels gestellt.

Die Jesuiten haben sich zu besonderem Gehorsam gegenüber dem Papst verpflichtet. Wo sie verboten sind, können sie diese Gehorsampflicht nicht erfüllen. Was kann

der polnische Papst für die Jesuiten in Ungarn tun?

Ich glaube, der Papst kennt nicht nur die Lage in Polen, sondern in ganz Osteuropa sehr gut. Es ist viel einfacher, Kontakte zwischen – sagen wir einmal Polen und Ungarn zu haben, als zum Beispiel zwischen Ungarn und Italien oder Deutschland. Der Papst weiss auch, dass die Situation in Ungarn ganz anders ist als in Polen, wo der prozentuale Anteil der Katholiken an der Bevölkerung ganz anders ist als in Ungarn. Auch die Tradition ist ganz anders. In Polen bedeutet katholisch sein fast schon polnisch sein. In Ungarn ist der Katholizismus sicherlich nicht so mit dem Nationalgefühl identifiziert. Der Papst weiss also, dass die Lage dort anders ist. Ich glaube, weil der Papst die Erfahrung in einem kommunistischen Land gemacht hat, kann er viel dazu beitragen, dass nicht nur die Jesuiten, sondern auch die andern Ordensgemeinschaften etwas mehr Freiheit erhalten, wie wir sie weiter oben geschildert haben. Ich sehe zum Beispiel, wie sehr der Papst auch jetzt auf diesen Rechten in Polen besteht: auf diesen fundamentalen Menschenrechten, zu denen auch die Religionsfreiheit gehört.

Pater Pittau, die zweite Station ihrer Reise war Polen. Im Abschlusscommuniqué zu Ihrer Reise heisst es, Sie hätten in den besuchten Ländern die Ergebnisse der Jesuitenkonferenz vom Frühjahr dieses Jahres verdeutlicht. Was bedeutet das konkret in der Heimat des Papstes?

Die Jesuiten in Polen haben keine Schwierigkeit mit ihrer Treue gegenüber dem Papst. Aber auch was Fragen des religiösen Lebens betrifft, ist die Situation ganz anders, als wir sie in westlichen Ländern oder Lateinamerika finden. Ich habe festgestellt, dass unser Treffen mit allen Jesuitenprovinzialen im Frühjahr ihnen die Universalität der Gesellschaft Jesu wieder mehr erschlossen hat; das echte Gefühl, der Gesellschaft Jesu anzugehören. Zugleich hat es für sie auch eine Öffnung im Apostolat bedeutet. Durch die Gesetzgebung und die übrigen Bedingungen in Polen waren die Jesuiten in den vergangenen Jahrzehnten sehr stark in den Pfarreien engagiert. Die für die Jesuiten typischen Aufgaben erfüllten sie weniger. Sie hatten zum Beispiel keine Kollegien, bis zum vergangenen Jahr hatten sie auch keine Erlaubnis, Zeitschriften herauszugeben. Das besondere Apostolat der Gesellschaft Jesu liegt im intellektuellen Apostolat. Und gerade hier konnten sie ihre Kräfte nicht genügend entwickeln. Auch die Erfahrung des Treffens mit den Provinzialen der ganzen Gesellschaft Jesu hilft den polnischen Provinzia-

len jetzt, neue Möglichkeiten jesuitischen Apostolats auszuarbeiten. Sie geben ein Blatt für Intellektuelle heraus, eine Zeitschrift für einen weiter gefassten Leserkreis, sie machen Gesprächszirkel für Akademiker, Anleitung für charismatische Gruppen und Gemeinschaften christlicher Lebensart. Es gibt also eine Reihe von Werken, die Gestalt annehmen und die besondere Handschrift der Gesellschaft Jesu haben. Das ist ein Wiedererwachen.

Berichte

Tagung der VOKOS

Die Vereinigung der Oberinnen beschaulicher und monastischer Orden der deutschsprachigen Schweiz, VOKOS, hielt vom 8.–12. November ihre Jahresversammlung ab. Die Präsidentin berichtete über ihre Vertretungen in verschiedenen Gremien der Diözese und der Orden der Schweiz, wie Informationsstelle für kirchliche Berufe, Kontaktgruppe Bistümer-Orden und andere, und über deren Tätigkeit und Arbeitsziele. Der Vertreter der Obern der Männerorden der Schweiz, P. Jean Mesot, Freiburg, informierte über die Fragen, welche sich die Männerorden stellen im Hinblick auf ordensinterne Probleme und auf den Einsatz in der heutigen Welt.

Wichtiges Traktandum der GV war die Wahl einer neuen Präsidentin. Die bisherige Präsidentin, Frau Mutter Lena Imhof, Kapuzinerinnenkloster Altdorf, bat aus wichtigen Gründen, von einer Wiederwahl abzusehen. Als neue Präsidentin wurde Priorin Irmengard Forster, Benediktinerinnenkloster Glattburg, Oberbüren, gewählt.

Eine besondere Freude für die Teilnehmerinnen war der Besuch von Bischof Otto Wüst. In einem ungezwungenen Gespräch wurden Fragen, Sorgen und Hoffnungen ausgetauscht. Dieses Gespräch war eine gegenseitige Stärkung der gemeinsamen Freude und Zuversicht. Die Eucharistiefeier mit Bischof Wüst war ebenfalls vom Gedanken der Freude und vom Ja zum übernommenen Dienst geprägt.

Die drei sich anschliessenden Bildungstage mit Karl Inauen, Kirchberg, befassten sich hauptsächlich mit dem Thema Führung. Ausgehend von einer Ist-Analyse der heutigen Gesellschaft, von der wir alle mitbetroffen sind, versuchten wir, uns selber in Frage stellen zu lassen. In praktischen Gruppenarbeiten wurden verschiedene Führungsstile erprobt: der autoritäre Stil,

der «laissez-faire»-Stil und der partnerschaftliche Stil. Anforderungen an die Führungskraft, Auswirkungen in der Gemeinschaft, auch Fragen des Führungswechsels wurden besprochen und auseinandergefaltet.

Die heutige Zeit gibt den kontemplativen Gemeinschaften neue Chancen. In der Wahrnehmung dieser Chancen einander gegenseitig zu helfen, ist ein vorwiegendes Anliegen dieser gemeinsamen Tage. Die Bildungstage in Dulliken haben dazu viel beigetragen.

Raphaella Rast

Neues Begegnungszentrum in Montet

Rund 300 Gäste aus den drei Sprachregionen der Schweiz kamen am 13. November nach Montet (Broye), um an der Einweihung des Begegnungs- und Bildungszentrums der Fokolar-Bewegung teilzunehmen. Nach der Eröffnung der Feier durch die beiden Co-Präsidenten der Trägergesellschaft, Clara Squarzon und Helmut Sievers, beide Zürich, folgte ein schlichter ökumenischer Gottesdienst. Anschliessend gaben eine Reihe von Persönlichkeiten lokaler und regionaler Behörden aus Kirche und Staat dem in seiner Art in der Schweiz neuartigen Zentrum ein Wort auf den Weg. Der Freiburger Diözesanbischof Dr. Pierre Mamie wünschte den Bewohnern, dass sie aus dem Evangelium immer wieder neu die Kraft finden möchten, «Zeugen der Freude Gottes» für ihre Umwelt zu sein. Dr. Lukas Vischer von der Arbeitsstelle «Ökumene» des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes gab seiner Hoffnung Ausdruck, das neue Zentrum möge «ein Haus von lebendigen Steinen sein, das Zeichen einer echten Gemeinschaft, deren Eckstein Jesus Christus ist». Der Gemeindepräsident von Montet, Bernhard Rey, unterstrich die Bedeutung des neuen internationalen Hauses als ein Ort der offenen Begegnung und des verständnisvollen Dialogs. Die verschiedenen Grussworte liessen durchblicken: Das «Projekt Montet» ist eine Wirklichkeit geworden, die bereits weit über die Grenzen von Gemeinde und Kanton positiv ausstrahlt.

Dass der Tag auch zu einem richtigen Fest wurde, dafür sorgten die Bewohner des Zentrums am Nachmittag gleich selber: Die inzwischen schon auf 150 junge Leute angewachsene Gemeinschaft, in der 22 Länder von vier Kontinenten vertreten sind, stellten sich in einem bunten Pro-

gramm von Liedern, Tänzen und kurzen Erfahrungsberichten vor. Eine ausgedehnte Besichtigung des Hauses, dessen Türen zu diesem Anlass alle offen standen, sowie ein zwangloses Zusammensein bei Kaffee und Kuchen rundeten das Programm sinnvoll ab.

Zum Werdegang des Zentrums

Anlässlich einer Veranstaltung im Herbst 1980 im Schweizer Fokolar-Zentrum «Einheit» in Baar bei Zug wurde so nebenbei ein ehemaliges Knaben-Institut im Kanton Freiburg erwähnt, welches verkauft werden sollte. Die Sache rief ein zunächst noch zögerndes Interesse hervor. Man holte konkrete Angaben über die Liegenschaft ein. Es folgten Gespräche mit den Eigentümern der Liegenschaft, den Salvatorianer-Patres, Besichtigungen sowie Abklärungen über die Finanzlage und die Zweckmässigkeit. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen waren positiv. Die ganze Anlage mit den Werkstätten, dem Landwirtschaftsbetrieb und dem Bauland schien wie geschaffen, auch in der Schweiz ein Projekt zu verwirklichen, wie es in anderen Ländern – zuerst in Loppiano bei Florenz (Italien) – bereits seit längerem geschehen war.

Während das seit September 1978 bestehende Begegnungszentrum in Baar der Fokolar-Bewegung in der Schweiz vor allem dazu dient, an Wochenend-Tagungen und Bildungskursen neue Impulse geistigen Lebens weiterzugeben, beherbergt die weitläufige Anlage von Montet auch längerfristige Veranstaltungen und Jahreskurse auf internationaler Ebene, die eine eigentliche Lebensschulung vermitteln. Dabei ist die konkrete Arbeit eine wesentliche Hilfe, die zwischenmenschlichen Beziehungen und das soziale Bewusstsein zu fördern.

In Montet entsteht eine Neuschöpfung: keine Kopie von Loppiano, sondern die Konkretisierung der gleichen geistigen Wirklichkeit in schweizerischer Umgebung. Darin liegt seine Einzigartigkeit. Das Projekt Montet sprengt den Rahmen seiner Umgebung: Es ist weit mehr als eine Liegenschaft von 37 ha offenem Acker- bzw. Weideland und 11 ha Wald mit einer Schule und einigen Werkstätten. Nach den Vorstellungen der Initianten und der Bewohner soll hier so etwas wie eine «Stadt» geschaffen werden, ein Lebensraum, in dem alle Aspekte menschlichen Lebens vorhanden sind, geprägt von der Gegenwart Gottes.

Hans-Peter Röhlin

Gastgewerbe-Seelsorge-Konferenz

Gutbesucht von evangelischen und katholischen Gastgewerbeseelsorgern aus allen drei deutschschweizerischen Diözesen wie von Laien aus der Gastgewerbeseelsorge fand unter der Leitung von Kaplan Andreas Marzohl die Gastgewerbe-Seelsorge-Konferenz 1982 im Seminar St. Beat in Luzern statt. Über die vielseitige Tätigkeit der Ausländerberatung und HORESA (Fachgruppe für das Gastgewerbe) Luzern orientierten kurz Maria Jung und Alfonso Barrio. Die Gastgewerbe-Seelsorge führte 1982 an 17 Orten Besinnungsnachmittage mit rund 450 Teilnehmern durch. Mit Berücksichtigung der gemachten Erfahrungen sollen auch 1983 in der zweiten Hälfte März wieder solche veranstaltet werden. Ebenso sollen die 1982 gut angekommenen Wallfahrten wieder durchgeführt werden. Weiter wird gemeinsam mit der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für das Gastgewerbe (EAG) unter der Bezeichnung «Kirche im Gastgewerbe» die Internationale Fachmesse für Gemeinschaftsverpflegung in Hotellerie und Restauration (IGEHO) 1983 organisiert werden. Erfreulich ist das Angebot des Hotelier-Vereins, für seine

Schulhotels je einen Seelsorger beider Konfessionen als Kontaktpersonen zur Verfügung zu stellen.

Rosa Louis

Hinweise

Weihnachten im Heiligen Land

Über Weihnacht bis Epiphanie – 24. Dezember bis 18. Januar – sind die Heiligen Stätten in Bethlehem und zum Teil in Jerusalem sehr stark besucht. Die deutschsprachige katholische Pilgerseelsorge Jerusalem hat darum ein praktisches und übersichtliches Orientierungsblatt herausgegeben, das wir gerne Pilger- und Reisegruppen, aber auch einzelnen Interessenten zur Verfügung stellen. KAKIT, Katholische Kommission Kirche im Tourismus, Sekretariat, Rainmattstrasse 16, 3011 Bern, Telefon 031 - 25 49 25, oder Andreas Marzohl, Furrergasse 9, 6004 Luzern, Telefon 041 - 51 21 26.

Laientheologentagung Bistum Basel

Die Laientheologentagung des Bistums Basel 1983 findet am 24./25. April (Sonntag/Montag) im Bildungszentrum Propstei Wislikofen (AG) statt. Sie wird sich mit der Thematik «Verheiratetsein im kirchlichen Dienst» befassen.

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Epiphanieopfer 1983

Am ersten Sonntag im Januar wird wiederum in der ganzen Schweiz das Dreikönigs- oder Epiphanieopfer aufgenommen, das für Bauvorhaben von Pfarreien bestimmt ist, die allein nicht in der Lage sind, sie zu verwirklichen. Diesmal kommt das Opfer folgenden Pfarreien zu:

1. Agarn (VS)

Agarn bei Leuk zählt 480 Katholiken. Die Gemeinde hat mit der dringenden Renovation der Pfarrkirche begonnen. Für die drei Etappen muss mit insgesamt 1,1 Millionen Franken gerechnet werden. An Eigenmitteln sind jedoch nur 90000 Franken vorhanden. Beitragsleistungen der öffentlichen Hand stehen keine in Aussicht.

2. Olivone (TI)

Das im Bleniotal auf 950 Meter über Meer gelegene Bergdorf am Fuss des Lukmaniers zählt 800 Katholiken. Im Sommer kommen viele Touristen. Für die Restauration der kunsthistorisch wertvollen Pfarrkirche sind rund 650000 Franken nötig, von denen möglicherweise 100000 Franken durch Subventionen gedeckt werden.

3. Vrin (GR)

Das kleine Bergdorf im hintersten Teil des Lugnezertales liegt auf 1450 Meter über Meer und zählt 320 romanischsprachige Katholiken. Die Renovation der schönen und wertvollen Pfarrkirche aus dem 17. Jahrhundert ist bereits im Gange. Sie wird auf 1,2 Millionen Franken zu stehen kommen. Die Pfarrei hofft, zu den ersparten 200000 Franken ungefähr den doppelten Betrag an Subventionen zu erhalten. Dennoch bleibt eine grosse Bauschuld.

Diese drei Pfarreien erhalten ihren Anteil je zur Hälfte à fonds perdu und als

zinsloses Darlehen, das nach erfolgter Rückzahlung an neuen Orten mit gleichem Zweck verwendet werden kann. So wirken die Opfergelder in mehrfacher Weise.

Das Opfer von 1982 für die Pfarreien Beinwil (SO), Cossonay-La Sarraz (VD), und Oberiberg (SZ) ergab den Betrag von 597 102 Franken. Für dieses und für alle früheren Opfer, die einer Vielzahl von bedürftigen Pfarreien im ganzen Land eine grosse Hilfe waren, danken wir herzlich. Gleichzeitig empfehlen wir das Epiphaniopfer 1983 sehr.

Die Schweizer Bischöfe

Gespräch zwischen Bischöfen und Kirchenbund

Ja zu mehr Zusammenarbeit

Die Schweizer Bischofskonferenz und der Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes trafen sich am 17./18. November im Bildungshaus des Klosters Fischingen (TG) zum zweiten diesjährigen Gespräch. Schon die Zusammenkunft der rund 20 Mitglieder der beiden Gremien im März 1982 in der Heimstätte

Leuenberg hatte zu einem wichtigen Schritt nach vorne geführt: Man hatte damals den Kirchenbegriff der katholischen und evangelischen Tradition eingehend erörtert und einander näher gebracht. Diesmal in Fischingen sprachen nun Pfarrer Bernhard Reymond, S. Sulpice, und der Bischof von Chur, Johannes Vonderach, über das Selbstverständnis ihrer Kirche. Bischof Pierre Mamie, Freiburg, und Pfarrer Reinhard Kuster, Basel, berichteten dann aus ihrer persönlichen Erfahrung, wie sie die andere Kirche erlebt haben und heute sehen.

Das wichtigste Gesprächsergebnis war die einmütige Überzeugung, die Möglichkeiten der Zusammenarbeit künftig noch stärker ausschöpfen zu wollen. Der Wille zum gegenseitigen Verstehen ist weiter gewachsen, vor allem auch durch das gemeinsame Beten, Arbeiten und Leben. Zwar zeigten sich immer noch grosse Unterschiede in wesentlichen Glaubensüberzeugungen, zum Beispiel in den grundlegenden Auffassungen über die Interkommunion. Trotzdem eröffneten sich viele Möglichkeiten für ein brüderliches Zusammenleben und eine fruchtbare Zusammenarbeit im Dienste des gleichen Herrn der Kirche.

Bistum Basel

Admissio und Beauftragungen

Am 19. November 1982 hat der Bischof von Basel, Mgr. Otto Wüst, im Priesterseminar in Luzern unter die *Kandidaten für das Priesteramt* aufgenommen: Beda Baumgartner, Oberhüfenberg, Jean-Paul Götschmann, Münchenstein (BL), Roman Grüter, Hochdorf, René Hügin, Ettingen, Hans Rüegg, Basel, Alfredo Sacchi, Willisau, Charles Schaller, Corban, Mario Tosin, Basel.

Unter die Kandidaten für die *Indienstnahme als Pastoralassistent oder Pastoralassistentin* nahm der Bischof von Basel auf: Doris Belser-Schenker, Wallisellen/Luzern, Fabrizio Brentini, Littau/Kriens, Cornelius Daus-Schönbein, Spreitenbach, Markus Haas-Enzmann, Lichtensteig/Emmenbrücke, Markus Vogler, Luzern, Christa Wiggeshoff, Castrop-Rauxel (Deutschland), Karl Zimmermann, Birsfelden.

Im gleichen Gottesdienst erteilte er *Lektorat und Akolythat*: Hans Rüegg, Basel, Alfredo Sacchi, Willisau, Hans Erni SMB, Ruswil, und Jörg Gerber SMB, Buchs.

Den Auftrag als *Lektorin und Kommunikationspenderin* erteilte der Bischof von Ba-

sel: Christa Wiggeshoff, Castrop-Rauxel (Deutschland) und Lucia Hauser, Burladingen (Deutschland).

Bistum Chur

Personalrat des Bistums Chur

Der Personalrat des Bistums Chur setzt sich zusammen aus dem Diözesanbischof und den drei Generalvikaren. Der Diözesanbischof präsidiert den Rat. Der Regens des Priesterseminars wird bei Personalentscheidungen, welche die Absolventen des Theologiestudiums betreffen, beigezogen. Die Betreuung des Sekretariates des diözesanen Personalrates obliegt dem Bischofsvikar. In Personalangelegenheiten sind die Korrespondenzen zu richten: An den Personalrat des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12.

Kanzleisekretär

Am 1. November 1982 hat Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach Herrn Mag. phil., lic. theol. Thaddäus Josef Jakubowski zum Sekretär an der Bischöflichen Kanzlei ernannt.

Ausschreibung

Die Pfarrei *Riom* wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich bis zum 16. Dezember 1982 melden bei der Personalkommission des Bistums Chur, Hof 19, 7000 Chur.

Ernennung

Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach ernannte am 22. November 1982 *Peter Amgwerd*, bisher Vikar in Adliswil, zum Pfarrer der Pfarrei St. Mauritius, Regensdorf (ZH).

Adressänderung

Callist Monn, bisher Pfarrer in Sagogn, nimmt als Pfarresignat Wohnsitz in 8750 Glarus, Schiltstrasse 18, Tel. 058 - 61 33 85.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Wichtige Mitteilung

Es kommt immer mehr vor, dass bei Ehevorbereitungen und andern Gelegenheiten statt der authentischen Dokumente (Taufscheine, Status liber usw.) *Fotokopien* angenommen und auch an das Ordinariat weitergeleitet werden. Wir möchten vor diesem Vorgehen warnen! Die Technik der Fotokopie hat sich heute soweit entwickelt, dass jeder Betrug leicht möglich wäre. Es dürfen also in keinem Fall Fotokopien angenommen werden. Auch das bischöfliche Ordinariat wird in Zukunft jede Fotokopie von Dokumenten zurückweisen.

Wenn Taufscheine herausgegeben werden, muss der eigens unterschriebene Vermerk «keine Randbemerkung» daraufstehen, wenn das Taufbuch keine Eintragung einer Ehe enthält. Es genügt nicht, den vorgesehenen Platz auf dem Schein leer zu lassen.

*Die bischöfliche Kanzlei
und das kirchliche Gericht*

Verstorbene

Josef Gabriel, Pfarresignat, Flüelen

Am 26. April verstarb im Kantonsspital Altdorf nach längerer Krankheit Resignat Josef Gabriel. Wenn auch sein Gesundheitszustand zu ersten Sorgen Anlass gab, hat sein Tod doch die

Angehörigen, Freunde und Bekannte über- rascht. Aber so still und bescheiden, wie er ge- lebt, ist Pfarrer Gabriel zur ewigen Belohnung abgerufen worden.

Als Bürger von Ennetbürgen ist Josef Ga- briel in Hergiswil im Heimwesen «Hüsl» am Lopperberg am 4. November 1908 geboren wor- den als Sohn des Alois Gabriel und der Marie Vogel. Im Kreise von zwei Schwestern und vier Brüdern verlebte er dort eine bescheidene, aber frohe und ungetrübte Jugendzeit. Als gelehriger Schüler diente er auch als Ministrant. Wohl un- ter dem Einfluss seines Onkels und späteren geistlichen Vaters, Pfarrer Kaspar Gabriel, sowie seiner tiefreligiösen Eltern und des Ortspfarrers Huser reifte in ihm der für seine Natur sicher leichte Entschluss, im Priesterberuf Gott und den Mitmenschen zu dienen. So trat der begabte Jungmann im Herbst 1922 in die Klosterschule Engelberg ein. Nach einer guten Matura im Jah- re 1929 studierte er in Chur und während eines Jahres in Luzern Theologie. Der Tod seines Va- ters während der Studienzeit in Engelberg traf ihn schmerzlich und brachte ihm auch finanzielle Sorgen, die er dank der Unterstützung der Ge- schwister und guter Wohltäter überwinden konnte.

Am 2. Juli 1933 wurde Josef Gabriel in Chur von Bischof Laurentius zum Priester geweiht und feierte in der Pfarrkirche Hergiswil am 16. Juli seine Primiz zur Freude der Angehörigen und der ganzen Pfarrei. Nach einem kurzen Vi- kariat in Altdorf berief ihn der Wille des Bi- schofs im Dezember 1933 zum Kaplan ins abge- legene Meiental. Noch oft erzählte er von dem langen und lawinengefährdeten Weg dorthin. Schon dort zeigte sich neben den seelsorglichen Fähigkeiten auch seine technische Ader, indem er ein kleines Elektrizitätswerk bastelte, um die Bevölkerung mit Filmvorführungen zu unterhal- ten.

Am Tag des Kriegsausbruches am 1. Septem- ber 1939 kam er als Pfarrhelfer nach Seelisberg, wo besonders das Heiligtum von Maria Sonnen- berg zu einem frohen Ort seines Wirkens wurde. Als schönsten Tag seiner dortigen Wirksamkeit bezeichnete er immer wieder den 13. Juli 1953, wo er in berechtigtem Stolz und zur Freude der ganzen Pfarrei den Schreibenden als geistlichen Vater zum Primizaltar begleiten durfte. Und als sein geistlicher Sohn später zum Dekan gewählt wurde, freute er sich wohl mehr darüber als der Erwählte selbst. In Seelisberg nahm er auch seine Mutter bei sich auf und ermöglichte ihr einen an- genehmen Lebensabend in liebevoller Sorge. Kurz nach deren Tod im Jahre 1955 zog Josef Gabriel als Pfarrer nach Riemenstalden, wo er während 12 Jahren zur allgemeinen Zufrieden- heit wirkte. Auch hier fühlte er sich am richtigen Platz und erfreute sich grosser Beliebtheit bei sei- nen Pfarrkindern. Im Sommer 1967 übernahm er die weitläufige Kaplanei Ried im Muotathal, wo aber das Klima seiner Gesundheit nicht be- sondern zusagte, so dass er 1971 gerne als Pfarrer ins Alpthal bei Einsiedeln zog, um dort wieder acht Jahre segensreich zu wirken. Schweren Her- zens sah er sich durch die angeschlagene Gesund- heit 1979 gezwungen, die Seelsorge endgültig aufzugeben. In Flüelen verbrachte er dann als Resignat seine letzten Lebensjahre, die immer wieder durch Spitalaufenthalte unterbrochen wurden. Im 74. Altersjahr und im 49. Jahre sei- nes Priestertums ist er am 26. April sanft ins be- sere Jenseits zur ewigen Belohnung hinüberge- schlummert, und zwar sinnigerweise am Gedenk- tag «Maria vom guten Rat», die der Verstorbene besonders verehrte. In seiner Heimatgemeinde Hergiswil wurde er seinem Wunsche gemäss un-

ter grosser Anteilnahme zur letzten Ruhe bestat- tet.

Wenn wir die ganze Tätigkeit des Verstorbe- nen überblicken, dann sind wir eigentlich er- staunt, dass er trotz seiner geschwächten Ge- sundheit so lange und so eifrig wirken konnte. Mehrere Kuraufenthalte in der gesunden Bünd- nerluft brachten zwar vorübergehende Erleichte- rung, aber seine schwächliche Postur verriet, dass seine Gesundheit zeitlebens auf schwachen Fü- sen stand. Aber er fragte nicht lange nach seinem Wohlergehen, sondern stand Tag und Nacht für die Seelsorge zur Verfügung. Ferien waren für ihn ein unbekanntes Wort, die Pflichterfüllung als Priester kam vor allem andern. Seine ge- schwächte Lunge war wohl auch mitschuldig, dass ihm das Predigen und vor allem das Singen Mühe machte, dafür verstand er es aber meister- haft, durch eine ausgedehnte Korrespondenz mit vielen Bekannten seelsorglich zu wirken. Seine wundervoll geschwungene Handschrift ent- sprach ganz seinem meisterhaften Schreibstil, und seine träfen und oft spitzigen Bemerkungen in seinen Briefen trafen immer ins Schwarze. Im Gespräch verstand es der Verstorbene, mit spitz- bübischem Lächeln und humorvollen Bemerkun- gen die Wahrheit zu sagen, ohne zu verletzen. Seinem grossen Bekanntenkreis blieb er treu ver- bunden und er suchte und fand immer wieder Gelegenheit zu einem kurzen Besuch. Seine Lie- blingswörter: «Schön, schön» und «lieb, lieb» waren so recht der Ausdruck seiner Haltung und seines seelsorglichen Wirkens. In den Dienst sei- ner seelsorglichen Tätigkeit stellte er auch gerne die von ihm meisterhaft verstandene Technik et-

wa des Fotografierens, der Filmvorführung und der Tonbandgeräte. Es war vermutlich gerade seine etwas schwache Gesundheit, die ihm hier einen gesunden Ausgleich verschaffte. In all sei- ner Tätigkeit galt seine besondere Vorliebe den Kindern und vor allem den Kranken, denen er ein liebevoller und verständiger Tröster und Hel- fer war. An all den Orten, wo Josef Gabriel als Hirte und Seelsorger tätig war, ist sein verdienst- volles Wirken in bester Erinnerung und die von ihm Betreuten werden ihm übers Grab hinaus dankbar sein.

In seiner langen Tätigkeit wurde er unter- stützt von seiner Schwester Lina, die ihm wäh- rend über 40 Jahren mütterlich und mitsorgend den gastfreundlichen Haushalt geführt und ihn in den Tagen der Krankheit liebevoll gepflegt hat.

Die Würdigung des verstorbenen Seelsorgers soll geschlossen werden mit den Worten aus sei- nem Testament, wo er schrieb: «In stiller Be- trachtung halte ich Rückschau und danke ich Gott für die Gnade des Priestertums. Ich darf bestätigen, dass dies Amt mir viel mehr inneren Wert geschenkt, als der äussere Rahmen vermu- ten lassen würde. Es ist mir ein Anliegen, auch an dieser Stelle allen zu danken, die mir zum und im Priestertum geholfen und irgendwie Gutes er- wiesen haben. Gott möge es allen tröstlich ver- gelten!» Soweit seine Worte. Wir alle, die trau- ern über den Verlust eines lieben Verwandten, Priesters und Mitbruders wollen mit seinen Wor- ten bitten: Gott möge ihm alles tröstlich vergel- ten!

Isidor Truttmann

Neue Bücher

Evangelischer Gemeindekatechismus

L. Schmidt, D. Steinwede (Hrsg.), Vom Glauben erzählen. Lesebuch zum Evangelischen Gemeindekatechismus, Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1981, 224 S.

Das vorliegende Buch wurde in Zusammen- hang mit dem Evangelischen Gemeindekatechi- smus geschaffen. Es handelt sich aber nicht etwa um einen Ergänzungsband, der die noch fehlen- den Informationen nachtragen würde. Das Ziel des Buches liegt auf einer anderen Ebene. Der Leser soll hier nicht vom Verstand, sondern vom Gemüt her angesprochen werden. Die kurzen Texte, Gedichte, Erzählungen, Fabeln, Märchen und Träume laden den Leser ein, sich in die an- gezielten Probleme verstricken zu lassen. Die er- zählten Geschichten möchten die Tiefenschich- ten der Seele zum Klingen bringen. Nur wo näm- lich der Mensch echte Fragen, die sein Herz be- treffen, stellt, kann er die eigentliche Botschaft Jesu hören.

Der Aufbau des Buches ist nach dem Vor- bild, dem Evangelischen Gemeindekatechismus, klar gegliedert und mit einem brauchbaren me- thodischen Informationsgefüge versehen. Dem Erzählungstext folgen jeweils die Arbeitshilfen: Textanalysen, Gesprächsimpulse, biblische Refe- renzen, Medien- und Literaturhinweise. Über- sichtliche Verweise und Vergleichstabellen er- leichtern dem Leser die entsprechenden theologi-

schen Erklärungen im Evangelischen Erwachse- nenkatechismus und dem Evangelischen Ge- meindekatechismus zu finden.

Die Beurteilung des Buches ist nicht leicht. Manche Texte sind dem Pfarrer, Religionslehrer oder theologisch geschulten Laien bereits be- kannt. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen ist das vorliegende Werk nicht besonders originell. Ich denke aber, dass die eigentliche Bedeutung dieses Buches nicht in der Sammlung besonders interessanter Texte liegt, sondern in der Brauch- barkeit für die Gemeindebildung. Das Buch rich- tet sich an Gruppen von Christen, die versuchen, den Glauben zu leben und gleichzeitig sich wei- terzubilden. Gerade jenen spontanen Gruppen, die im Anschluss an die Fernsehreihe: «Warum Christen glauben» entstanden sind, kann dieses Buch eine echte Hilfe sein, den begonnenen Dia- log weiterzuführen. In einer Zeit, da immer mehr Pfarreien zusammengelegt werden und die übli- chen Wege der Seelsorge ausgetreten sind, kann dieses Buch eine echte Hilfe zum Aufbau von neuen lebendigen Gemeindezellen werden. Hier wird ein Weg aufgezeigt, wie Christen, die zwar glauben, aber der Amtskirche entfremdet sind, sich selber weiterbilden können und zugleich menschlich im Glauben wieder zusammenwach- sen. So gesehen entspricht dieses Buch einem Be- dürfnis.

Das Arbeitsbuch weist leider einige Mängel auf. Die biblischen Referenzen zu den ausge- wählten Texten sind ausgesprochen schwach und oberflächlich. Ohne Wertung stehen assoziativ Verse nebeneinander und erinnern an die veralte- te Form des Biblizismus. Mir scheint, dass dem Gruppenteilnehmer besser gedient wäre mit einer kurzen christologischen Besinnung. In einer Ge-

sprachsrunde wird es auch nicht möglich sein, die zu langen entsprechenden Abhandlungen aus dem Erwachsenen- oder Gemeindegemeindekatechismus vernünftig einzuflechten. Ferner werden auch in der Schweiz die im Buch angegebenen Medien nur schwer abrufbar sein. Dennoch möchte ich diesem Buch eine grosse Verbreitung wünschen. Es gibt doch vielen Gläubigen eine Möglichkeit sich wieder sichtbar in einer verbindlichen Glaubensform zu integrieren.

Urs Wiederkehr

Johannes Cassian

Johannes Cassian, Spannkraft der Seele. Einweisung in das christliche Leben I. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Gertrude und Thomas Sartory, Herderbücherei Band 839 = Texte zum Nachdenken, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1981, 172 Seiten.

Der Mönchsvater Cassian wurde in der alten monastischen Literatur viel zitiert. Die Ordensstifter von Benediktus bis Franz von Sales berufen sich alle auf ihn und bezeugen ihm als geistlichem Lehrer grosse Verehrung. Der Vermittler des Geistes zwischen Ost und West, von der Thebais nach Marseille, ist aber seit Jahrzehnten fast gänzlich verstummt.

Gertrude und Thomas Sartory geben nun nach Jahren intensiver Beschäftigung mit dem Mönchspatriarchen dieses Florilegium heraus, von dem hier der erste Band vorliegt. Zwei weitere sollen noch folgen. Die Übersetzung ist dem modernen Sprachempfinden angepasst ohne aber im Begrifflichen Konzessionen zu machen. Was in diesem sicher berechtigten Gewand erscheint, ist überraschend. Der umgekleidete Cassianus ist ein normaler, man ist versucht zu sagen, moderner Mensch, ein Lehrer mit grosser psychologischer Erfahrung. Schon bei Cassian beeindruckt der Geist der Diskretion, der ja bei Benedikt so deutlich aufscheint. Diese in jeder Beziehung gesunde geistliche Kost ist sehr bekömmlich.

Leo Ettlin

Hildegard von Bingen

Heinrich Schipperges, Hildegard von Bingen. Ein Zeichen für unsere Zeit, Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1981, 166 Seiten.

Als man 1979 den 800. Todestag der Benediktinernonne Hildegard feierte, war man sich wohl bewusst, dass das Jubiläum einer grossen Frauengestalt des Hochmittelalters galt. Aber bei aller Achtung vor dieser «rheinischen Sybille» musste man wohl resigniert feststellen, wie schwer es ist, die Fülle ihres Wirkens einzufangen, geschweige denn zu verstehen. Die Äbtissin von Bingen war ein universaler Mensch, wie das in der Zeit des Mittelalters noch möglich war. Historiker, Kunstwissenschaftler, Symbolforscher, Mediziner und Mystikexperten holen aus ihren Werken Anregungen. Ja selbst die «Grünen» sehen in ihr eine Patronin; denn in ihren mystischen Schriften ist das «Grün» die numinose Farbe des Frühlings, der Hoffnung und der Genesung.

Im vorliegenden bibliophil ansprechend und kostbar gestalteten Buch präsentiert Heinrich Schipperges nach jahrelangen intensiven Hildegardstudien eine Zusammenfassung von Hildegards Werken und eine Übersicht zur Weltanschauung der «Prophetissa Teutonica».

Leo Ettlin

Fünf Minuten zwischendurch

Julius J. Huber, Julia M. Hanimann, Schweigen – Staunen – Ermutigen. Symbolbilder – Fenster zur Wirklichkeit, 15 Fotos mit Impulsen zur Meditation, Benziger Verlag, Zürich 1982, 80 Seiten.

Von kleinen Dingen am Weg – Bachsteinen, Rosen oder Würfeln – aus frischen Abenteuern – meisterhaft fotografiert und auch als Poster erhältlich – führt diese Meditation hinter die Dinge und Geschehnisse unserer Tage und deutet sie in einer heutigen, farbigen und köstlichen Sprache aus. Sie ist nicht einfach «Legende» zum Bild. Sie lässt dem Betrachter behutsam den Vortritt. Dann erst, wenn man eigene Gedanken gewagt hat, blättert man nach dem Text und entdeckt Gemeinsamkeiten oder neue Dimensionen.

Bilder und Texte bringen unsere Tage zum Leuchten. Sie machen besinnlich und still. Sie öffnen verklebte Augen und stumpfe Herzen. Geistvoll und treffend ist auch das Geleitwort: eine Art Zeitraffer in der Flut der Bilder von heute.

Das Bändchen ist eine zarte Morgengabe, für eine Verschnaufpause, für ein Stillehalten in aller Hektik, eine Morgen-Meditation gedacht für Erwachsene und Jugendliche, sogar für Kinder – für alle, die zum Wesentlichen, letztlich zu Gott vorzudringen wagen.

Aloys von Euw

John Henry Newman

John Henry Newman, Worte des Herzens. Ausgewählt und eingeleitet von Josef Mann, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1981, 128 Seiten.

Es wäre eine Unterlassungssünde, wenn man in dieser Reihe, die ausgewählte Zitate grosser Lehrer der Kirche zum Betrachten bietet, Kardinal Newman übergangen hätte. Seine Bedeutung als geistlicher Lehrer mit menschlicher Herzlichkeit ist zu bekannt. Vielen wird nun Newman in Taschenformat ein treuer Begleiter werden. Josef Mann schickt die Zitatensammlung eine gedrängte, ansprechende Einführung voraus.

Leo Ettlin

Fortbildungs-Angebote

Begegnung mit Jesus von Nazareth

Termin: 5.–11. Februar 1983.

Ort: Notre-Dame de la Route.

Zielgruppe: Priester, Laien und Ordensleute.
Kursziel und -inhalte: Erfahrungen mit Jesus in unserem Alltag (Exerzitien).

Leitung: P. Josef Bill SJ.

Auskunft und Anmeldung: Notre-Dame de la Route, Chemin des Eaux-Vives 21, 1752 Villars-sur-Glâne, Telefon 037 - 24 02 21.

Wo zwei oder drei...

Termin: 13.–19. Februar 1983.

Ort: Notre-Dame de la Route.

Zielgruppe: Priester, Laien und Ordensleute.
Kursziel und -inhalte: Exerzitien mit Ikonen-Atelier.

Leitung: P. Hubert Holzer SJ, Sr. Josy Senn.

Auskunft und Anmeldung: Notre-Dame de la Route, Chemin des Eaux-Vives 21, 1752 Villars-sur-Glâne, Telefon 037 - 24 02 21.

Zum Bild auf der Frontseite

Ulrich wurde vom Ruf Bruder Klausens angezogen und lebte in dessen Nähe, auf dem Möbli (im Müsli) als Eremit. Das Bild auf der Frontseite gibt den Altarflügel von St. Niklausen mit der Porträtfigur von Bruder Ulrich wieder (15./16. Jahrhundert; Museum Sarnen).

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Rita Egger, dipl. theol., Assistentin, Abendweg 18, 6006 Luzern

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Rektor der Kantonschule, 6060 Sarnen

Aloys von Euw, Pfarrer, 6443 Morschach

Karl Gähwyler, Publizistischer Mitarbeiter der Caritas Schweiz, Rank 1, 6006 Luzern

Dr. Alois Grichting, Informationsbeauftragter des Bistums Sitten, Neuweg 2, 3902 Brig-Glis

Rosa Louis, Hallwilerweg 10, 6003 Luzern

Sr. M. Raphaela Rast OSB, Kloster Fahr, 8103 Unterengstringen

Hans-Peter Röthlin, Informationsbeauftragter der Schweizer Bischofskonferenz, Avenue du Moléson 30, 1700 Freiburg

Isidor Truttmann, Pfarrer und Dekan, 6461 Isenthal

Dr. Urs Wiederkehr-Scheibal, Religionslehrer, Am Ochsenplatz, 6313 Menzingen

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Pfarrer, Seewadelstrasse 13, 8910 Affoltern a. A., Telefon 01 - 761 61 05

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 65.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 78.—; übrige Länder: Fr. 78.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.85 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.



Wl. Lindenberg
Der unversehbare Strom
Geschichten und Legenden aus dem heiligen Russland. 144 Seiten, geb., Fr. 19.60. Faszinierend erzählte Geschichten und Legenden aus dem heiligen Russland, Geschichten von der Praxis mystischer Frömmigkeit des östlichen Christentums und davon, wie im Herzen des einfachen Volkes diese Frömmigkeit nie erloschen ist.

Fr. 1200.—

erhalten Sie für Ihren alten 16 mm-Projektor beim Kauf eines neuen **Bauer P 8 Tonfilm-Projektors 16 mm.**

Gratis dazu ein Zoom-Objektiv.

Cortux-Film AG

rue Locarno 8, 1700 Freiburg, Tel. 037 - 22 58 33

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen Lautsprecher- und Mikrofon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine

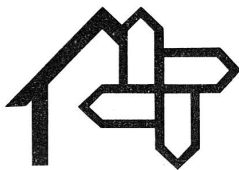
perfekte, saubere und naturgetreue

Wiedergabe von Sprache und Musik

erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen**. Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung**.

A. BIESE

Obere Dattenbergstrasse 9 6005 Luzern Telefon 041-41 72 72



Ministrantenlager Blauring- und Jungwacht- lager, Retraiten

Warum viel Zeit und Kosten aufwenden, wenn eine einzige Anfrage kostenlos 200 Häuser erreicht?

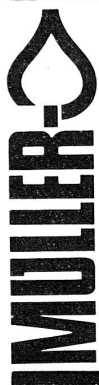
Ihre Karte mit «wer, wann, was, wie» an **Kontakt, 4411 Lupsingen**

Ein Lied, das nur die Liebe lehrt.

Texte der frühen Zisterzienser. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Bernardin Schellenberger. Reihe «Texte zum Nachdenken».

175 Seiten, Taschenbuch, Fr. 7.90.

Die vorliegende Sammlung bringt Texte von zehn Schriftstellern des «Goldenen Zeitalters» der Zisterzienser in einer von Pater Schellenberger erstmaligen Übertragung ins Deutsche.



**Für
Kerzen
zu**

Rudolf Müller AG
Tel. 071-75 15 24
9450 Altstätten SG



Tony Linder, Gartenarchitekt, **6460 Altdorf**, Tel. 044 - 2 13 62

Friedhofplanung Friedhofsanierung Exhumationsarbeiten Kirchenumgebungen

(spez. Firma seit 30 Jahren)

Eine Familie, die von schweren Krankheiten geprüft wurde, wünscht sich eine

Muttergottesstatue

für eine Hausgrotte, Grösse 120—180 cm.

Kann uns vielleicht ein Leser eine solche besorgen, die nicht mehr gebraucht wird.

Fam. Hans Zemp-Portmann, Dorf, 6253 Uffikon

Pfarrkirche Bruder Klaus, Basel, Bruderholz, sucht

Organistin/Organisten

Voraussetzung: Orgeldiplom evtl. in Vorbereitung auf Orgeldiplom.

Die Anstellung ist halbamtmlich (ca. 10 Wochenstunden).

Die Besoldung richtet sich nach den Ansätzen der Römisch-Katholischen Kirche Basel. Stellenantritt: Neujahr 1983 oder nach Übereinkunft.

Auskunft erteilt das Pfarramt Bruder Klaus, Georges Rime, Pfarrer, Telefon 061-35 64 64.

Ihre Anmeldung erbitten wir an das Pfarramt Bruder Klaus, Bruderholzallee 140, 4059 Basel



RAPTİM - SCHWEIZ

Gruppenbesuch der Missionare in:

Zimbabwe: August/September 1983. Dauer 3 Wochen (Rhodesien)

Taiwan: anfangs Oktober 1983. Dauer 3 Wochen

Platzzahl beschränkt.

Frühzeitige Anmeldungen erwünscht.

Wir sind jederzeit gerne zu Ihrer Verfügung und wir freuen uns auf Ihren Anruf.

Anmeldungsoupon

Ich wünsche unverbindlich das ausführliche:

- ☐ Zimbabwe-Reiseprogramm
☐ Taiwan-Reiseprogramm

Name und Adresse:



Einsenden an:
Reisebüro **RAPTİM AG**
Pelikanstrasse 37
8001 Zürich, Tel. 01 221 33 31

A. Z. 6002 LUZERN

63000
00247023
PFAMMAITER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR

47/25. 11. 82